



Berlin, den 30. April 1904.

Circularnote.

Wesentlich scheint der Regierung Seiner Majestät vor allen Dingen . . . die leidenschaftlose, aber nachdrückliche Betonung der Thatsache, daß sie weit entfernt ist, in dem Vertrag vom achten April 1904 ein besonders wichtiges oder gar ein beunruhigendes Ereigniß zu sehen, sondern ihn, wie Seine Excellenz der Herr Reichskanzler schon im Parlament erklärt hat, zu den erfreulichsten Symptomen der Lage rechnet. Aus einem sehr einfachen, sofort einleuchtenden Grunde: weil dieser Vertrag die Zahl und Gefahr der bis zu seinem Abschluß vorhandenen Reibungsflächen verringert. Seit zwei- undzwanzig Jahren, seit Großbritannien sich in Egypten festgesetzt hat, bildet der Mangel an einer entente cordiale zwischen England und Frankreich den Gegenstand ernstester Besorgniß für uns; und wir haben mit aufrichtigem Bedauern gesehen, daß gerade in den letzten Jahren, in Folge der Fashoda-Episode und anderer kolonialen Eifersüchteleien, auch in Folge gewisser Begleitererscheinungen des Transvaalkrieges, das Verhältniß der beiden westlichen Großmächte einen immer unfreundlicheren Charakter annahm. Diese Verschärfung der Gegensätze bedauern wir nicht nur, weil sie den Weltfrieden bedrohen könnte, sondern auch in unserem eigensten Interesse. Zwar hat eine Politik, der durchaus nicht jedes Verdienst abzusprechen ist, die aber von den Vorurtheilen ihrer Zeit befangen war, eins ihrer Ziele in der Erfüllung des Wunsches gesehen, die Westmächte in Konflikte zu verwickeln und durch solchen Dualismus uns die Möglichkeit freier Option zu sichern. Wenn Frankreich,

so dachte man damals, mit England schlecht steht, wird das Revanchebedürfnis eingeschläfert, das französische Nationalgefühl nach einer anderen Richtung beschäftigt und die unserer Westgrenze drohende Gefahr allmählich vermindert; und wenn England in Frankreich den nächsten Gegner sehen muß, wird es genöthigt sein, engeren Anschluß an die im Dreibund vereinten mitteleuropäischen Mächte zu suchen. Durch das franko-russische Bündniß schien die Wichtigkeit dieser Auffassung bestätigt zu werden. Denn ein England verfeindetes, Rußland verbündetes Frankreich mußte die britische Politik allmählich dazu drängen, mit dem kontinentalen Friedensbund Fühlung zu nehmen. Diese ganze Anschauung entstammt aber einer überholten Epoche, in der Deutschland — oder mindestens der erste Diener Kaiser Wilhelms des Großen — von dem cauchemar des alliances beängstigt wurde. Wir hatten zwei europäische Großmächte in siegreichen Kriegen geschlagen; und es ist nicht einmal als ein Zeichen auffälliger Kurzsichtigkeit zu betrachten, wenn unter solchem Eindruck der verantwortliche Leiter der deutschen Politik mit der Möglichkeit rechnete, die launische Koalition von Frankreich, Rußland, Oesterreich könne nach hundert Jahren wieder aufleben und in England wenigstens wohlwollende Neutralität, vielleicht offene Unterstützung finden. Von diesem Standpunkt aus mußte freilich jeder zwischen den Westmächten auftauchende Gegensatz willkommen erscheinen. Doch Weltgeschichte ist Entwicklung und auch für sie gilt der Satz des ephesischen Philosophen vom ewigen Fluß der Dinge. Ohne zu fragen, ob heute veraltete Methoden einst berechtigt und zweckgemäß waren, dürfen wir behaupten, daß wir auf höherer Warte stehen und in der Eintracht, nicht mehr in der Feindschaft der uns benachbarten Mächte das Heil erblicken. Wir brauchen die Gelegenheit zu freier Option nicht; denn wir sind fest entschlossen, stets so zu handeln, wie uns die Pflicht, den Weltfrieden zu erhalten, gebietet. Das haben wir gethan, als sich während des Transvaalkrieges die Möglichkeit bot, durch eine bewaffnete Intervention, an der Frankreich und Rußland mitgewirkt hätten, Englands Anspruch auf Südafrika zum Schweigen zu bringen. Das Selbe thaten wir in der Stunde, wo uns ein Theil der portugiesischen Kolonialerbschaft als Preis versprochen wurde, falls wir uns bereit erklärten, die britische Macht am Nil brechen zu helfen. Genau so handeln wir heute im Angesicht des ostasiatischen Konfliktes; und diese Selbstlosigkeit wird auch künftig stets die Richtschnur unseres Thuns sein.

Deshalb haben wir Grund, uns des Vertrages vom achten April 1904 zu freuen. Er sichert Englands Herrschaft in Egypten, giebt ihm in Siam die Westküste des Menam, auch in Neuseeland den Westen und verbürgt ihm

für dreißig Jahre unbeschränkte Handelsfreiheit in Marokko, das als zur Einflußsphäre Frankreichs gehörig anerkannt wird. Außerdem erhält Frankreich einen Hafen am Gambia, die Los-Inseln bei Guinea, in Siam den Osten des Menam, am Niger einen fruchtbaren Landstreifen, der die Verbindung mit dem Schabsee herstellt; auf Madagaskar kann es, wie in Marokko, frei schalten und für die Neuen Hebriden und das Sultanat Oman soll zwischen den Kontrahenten durch neue Abmachungen ein *modus vivendi* geschaffen werden. Das ist der wesentliche Inhalt des Vertrages, der, wie jeder Unbefangene sehen muß, keine Spitze gegen irgend eine andere Macht hat. Beide Regierungen ließen sich, als sie den Vertrag schlossen, ohne Zweifel nur von dem Wunsch leiten, dem Weltfrieden noch festere Stützen zu finden. Insbesondere verdient die Regierung Seiner Majestät des Königs von England Dank für die Opfer, die sie, einer glorreichen Ueberlieferung treu, der großen Friedenssache auch in diesem Fall wieder gebracht hat. Wir legen Werth auf die Versicherung, daß wir uns dieses Standes der Dinge freuen. Nicht nur trotzdem, sondern gerade weil er uns nicht in Mitleidenschaft zieht und man, so klug wie taktvoll, vermieden hat, in der marokkanischen Frage unsere Desiderien zu ermitteln. Das Deutsche Reich hat in Marokko nur wirtschaftliche Interessen und die kaiserliche Regierung ist sicher, daß diese Interessen weder mißachtet noch gar verletzt werden können. Wenigstens nicht in absehbarer Frist. Unvermeidlich scheint ja, daß Frankreich sich bemühen wird, den marokkanischen Handel ganz in seine Hand zu bekommen; dieses Ziel wird im Gebiet eines kriegerischen Volkes aber nicht so schnell zu erreichen sein und wir werden volllauf Zeit haben, uns nach Erfassgebieten umzusehen. Politische, militärische, maritime Interessen haben wir in Nordafrika nicht zu vertreten und dürfen uns deshalb neidlos der Thatsache erfreuen, daß die große Nation, die schon in Algier so sichtbare Proben ihrer kolonialisatorischen Tüchtigkeit gegeben hat, nun in den unanfechtbaren Besitz eines neuen Kolonialreiches tritt, das, nach den ersten Mühen, eine ungemein erspriessliche Entwicklung verheißt. Nicht minder erwünscht ist uns, daß in Egypten der Keim zu ernstern Konflikten ausgejätet und durch die Bestimmung, die zwischen dem Sebu und Melilla die Anlage fortifikatorischer Werke verbietet, Englands berechtigter, historischer Anspruch auf die Herrschaft über die Meerenge von Gibraltar gewahrt worden ist. Mit vollem Recht hat der Staatssekretär Freiherr von Richtigshofen neulich im Reichstag gesagt, daß ausländische Handelskammern in den Reichen der Wirthsvölker nur Unheil stiften; und die Regierung Seiner Majestät ist denn auch entschlossen, solchen Organisationen künftig keinen

Raum mehr zu gewähren. Als aber die englische Handelskammer, deren Sitz Paris ist, die erste Anregung zu den Verständigungsversuchen gab, die in dem Vertrag vom achten April 1904 so erfolgreichen Ausdruck fanden, hat auch sie sich als einen Theil von jener Kraft erwiesen, die, nach dem Wort unseres Dichters, stets das Böse will, doch manchmal das Gute schafft. Wir begrüßen diese Entwicklung mit einem Gefühl hoher Freude; nicht nur wegen der augenblicklichen Konstellation, für die es von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist, daß die Rußland und Japan verbündeten Mächte sich friedlich geeinigt haben. Wohl müßte schon diese Thatsache genügen, um dem Vertrag in der ganzen Kulturwelt ein freudiges Echo zu sichern; denn er befreit uns von der Sorge vor einer Erweiterung des ostasiatischen Kriegsfeldes und läßt uns sogar hoffen, daß Frankreich in Rußland, England in Japan seinen Einfluß im Sinn friedlicher Lösung der entstandenen Spannung benutzen wird, weil die Neuverbündeten nicht wünschen können, durch eine Verlängerung und Verschärfung des Kriegszustandes eines Tages gezwungen zu sein, einander als bewaffnete Gegner entgegenzutreten. Die Regierung Seiner Majestät erwartet von dem Vertrag aber noch günstigere, über die Noth der Stunde hinausreichende Wirkung. Sie hofft, daß er zunächst zwischen Großbritannien und Frankreich eine eben so innige entente cordiale schaffen wird, wie sie durch die Anerkennung des italienischen Rechtes auf Tripolis vor Kurzem zwischen Frankreich und Italien herbeigeführt worden ist.

Denn auch auf diese Errungenschaft der letzten Friedensjahre blicken wir nicht etwa scheelen Auges. Welchen Grund hätten wir, die Entfremdung oder gar Verfeindung der lateinischen Völker zu wünschen? Italien hat im Dreibunde die Aufgabe, uns gegen ein plötzliches Aufklatern französischer Nachsicht zu asskuriren; als Entgelt hat es unsere Verpflichtung, ihm gegen einen von Frankreich her versuchten Angriff mit unserer Wehrmacht beizustehen. Klar ist ohne Weiteres nun, daß Italien der Bundespflicht um so treuer sein wird, je mehr es durch eigene Abmachungen vor der Gefahr eines französischen Angriffes gesichert ist. Kein Geräusch konnte uns deshalb angenehmer klingen als der spontane Jubel, der den Präsidenten der französischen Republik in Rom empfing. Wir verstanden diese Stimmen, diese Freude an der Wiederherstellung eines Einvernehmens, zu dem so viele gemeinsame Erinnerungen und Stammeseigenschaften riethen, und sind uns bewußt, daß die Bedeutung, die Italien im Dreibund hatte, seit diesen festlichen Tagen nur noch gewachsen, die Repulsivkraft der ganzen Koalition noch gestärkt worden ist.

Die Regierung Seiner Majestät sieht in dem Bilde der Lage keinen ein-

zigen Zug, der sie verstimmen oder mit Sorge erfüllen könnte. Die Westmächte, Großbritannien, Frankreich, Italien, sind durch feste, Dauer versprechende Allianzen verbunden; Frankreich ist außerdem durch einen älteren, schon von dem Reichskanzler Grafen Caprivi froh begrüßten Vertrag dem Zarenreich verbündet, mit dem auch die österreichisch-ungarische Monarchie sich über ihre wichtigste Interessensphäre, den Balkan, verständigt hat. Die Situation der deutschen Politik könnte nicht günstiger sein. Unsere beiden Bundesgenossen haben Freundschaftsverträge mit den beiden Mächten geschlossen, gegen die wir ihnen, sie uns Affekuranz bieten sollten und geboten haben. Wir unterhalten zu allen Großstaaten die besten Beziehungen und können darauf rechnen, beim Padiſchah und bei dem Fürsten von Monaco stets Verständniß und Unterstützung zu finden. Was uns zu wünschen bleibt, ist höchstens ein weiterer Ausbau der Allianzen, die zwischen den möglichen Gegnern unserer politischen Expansion die Zahl und Rauheit der früher vorhandenen Reibungsflächen schon in erfreulicher Weise vermindert haben. Der Gedanke an die Koalition des Fürsten Kaunitz hat heute nichts mehr, was uns schrecken könnte. Im Gegentheil: nur willkommen wäre uns eine Entwicklung, die auch Oesterreich und Rußland dem Westbund näher brächte. Auf eine solche Entwicklung hofft die kaiserliche Regierung auch zuversichtlich. Oesterreich hat schon jetzt keinen Anlaß mehr, russische Uebergriffe auf dem Balkan zu fürchten, und muß in der zwischen Italien, Frankreich und Rußland herrschenden Intimität, die dem Reich der Savoyer in Afrika neue lohnende Aufgaben zuweist, den wirksamsten Schutz gegen die Irredenta erkennen. Und Frankreich hätte den Vertrag vom achten April 1904 nicht unterzeichnet, wenn es nicht der Zustimmung seines mächtigen nordischen Bundesgenossen sicher gewesen wäre. Offenbar war die leitende Absicht, auf der von diesem Vertrage gebahnten Straße den Bündnistoff wegzuschaffen, der sich im Lauf des vorigen Jahrhunderts zwischen Großbritannien und Rußland in Asien aufgehäuft hat. Wenn nicht Alles täuscht, soll der erste Versuch solcher Affanirung in Oman gemacht werden, in dem Bezirk, wo England einen Schutzwall für Indien, Rußland einen Ausgang nach dem Persischen Golf braucht. Was in unserer Kraft steht, werden wir gern thun, um dieses Friedenswerk zu fördern, selbst wenn wir unser Interesse an der Bagdadbahn, die in Kerein-el-Koweit enden sollte, zu diesem Zweck zurückstellen müßten. Das Bewußtsein, dem Weltfrieden zu dienen, würde uns zu noch größeren Opfern ermutigen. Und die Begeisterung, die an allen Küsten, in allen Städten den erhabenen Repräsentanten des Deutschen Reiches empfängt, ist uns ein Unterpfand, daß auch künftig...

Harold Gote.

Wer eine tapfere junge Schriftstellerin kennen zu lernen wünscht, eine Dame von Geist, Ausdrucksfähigkeit, Talent und Geschmac, Der lese die von Frau Frida Steenhoff unter dem Pseudonym Harold Gote in den letzten sieben Jahren herausgegebenen Bücher. Im Allgemeinen ist die Stimmung den schreibenden Damen jetzt ja nicht günstig. Im Herzen des jüngsten Literaten und des ältesten Dinkels lebt ein Philister, der wach und wild wird, sobald ein geschmackloses, provozirendes Buch ihn aufscheucht. Das Ideal des Publikums ist ja eine Literatur nach dem Muster der zahllosen englischen Damenromane. Nur einzelnen Männern gestattet man größere Freiheit; besonders gern natürlich den Autoren, die gegen die Frauenschriftstellerei zu Feld ziehen. Wenn dieses Ideal sich aber nicht verwirklichen läßt, wenn die jungen Frauen schreiben, wie sie und mit ihnen tausend andere junge Frauen fühlen und denken, dann kommen die Rüstler aus der Kirche gelaufen und zetern im Chor über die Unsitlichkeit dieser Weiber. Und merkwürdig: die Frauen, denen doch daran liegen müßte, ihren stilistisch begabten Schwestern Gehör zu schaffen, — gerade sie schmälen meist am lautesten, fällen über die Geschlechtsgenossinnen das härteste Urtheil. Wahrscheinlich, um ihre keusche Tugend und und ihren gesunden Konservatismus ins rechte Licht zu rücken. Unglaublich, wie oft, namentlich in den engen Verhältnissen kleiner Länder, hinter der Kritikermaske nur alberne Zimperlichkeit steckt. Die Schweden hätten ja Mathilde Walling am Liebsten gesteinigt und dulden heute noch, daß man Ellen Key eine Vorkämpferin der Unsitlichkeit nennt.

Von Harold Gote erschienen bisher die Schauspiele „Das Löwenjunge“, „Der Erzfeind“, „Das Weib des Nächsten“, die Erzählung „Das heilige Erbe“ und eine Brochure über die „Moral des Feminismus“. In diesen Werken zeigt sie sich als später, aber echten Sprossen der George Sand aus der ersten Periode. Immer beschäftigt sie die Idee der Frauenbefreiung. Es ist wohl kein Zufall, daß in Schweden zur selben Zeit eine Frau und ein Mann das Verhältniß der Geschlechter mit kraftvoller Kühnheit behandeln: Harold Gote und Henning von Wested. Der Mann ist hier der stärkere Poet; aber seine Gedanken sind nicht schärfer und klarer ausgedrückt als die der Frau Steenhoff, die doch, echt weiblich, ohne den Ballast historischer Betrachtungsweise aus Werk geht und aus hellem Auge ins moderne Leben schaut, ohne der Vergangenheit nachzuseufzen. Im „Erzfeind“ bekämpft sie die katholische Kirche mit leidenschaftlicher Wuth. Der Katholizismus ist ihr Hort und Quelle aller sozialen Sklaverei und sie weigert ihm selbst die kleinste Konzession. Sie hat das Thema des Feminismus erweitert. „Recht

wider Gewalt!" ruft sie; und fordert Gedankenfreiheit, Freiheit vom Joch kapitalistischer Klassenherrschaft, Freiheit von der Frohn des Militarismus.

„Das Löwenjunge“ ist eine Bildhauerin, deren Vater der Führer der radikalsten Partei im Land war, im guten Sinn des Wortes ein Umsturzmännchen, der auch für die Modernisirung des Verhältnisses der Geschlechter gekämpft hat. Sein Leben lang ward er verkehrt; jetzt, nach seinem Tod, erkennt man in ihm nicht nur den stärksten Stilisten der Epoche, sondern auch den Propheten, dessen Weissagung schon Wirklichkeit zu werden beginnt. Die Tochter, die ganz in seiner Gedankenwelt lebt, wird zufällig in eine schwedische Kleinstadt verschlagen, mitten hinein in das Haus eines Bischofs, der hochkonservativ zwar und geistig eng begrenzt, doch ein tüchtiger, humaner Mann ist. Seine Frau, ein Feuerkopf, bewundert die vom Vater der Bildhauerin hinterlassenen Werke; für das herrlichste von allen, die schöne und fähne Tochter, die, ohne Anderer Gefühl zu verletzen, ihr Regenthum keine Sekunde verbirgt, erglöhrt der Adoptivsohn des Hauses in Liebe. Diesen Sohn hat die Frau des Bischofs vor der Ehe geboren. Sie scheut sich, ihn anzuerkennen, nicht aber, ihr Frauenrecht auch gegen den strengen Rektor, einen Verwandten des Herrn Kroll aus „Rosmersholm“, zu vertreten. Diese Frauengestalt ist besonders fein gezeichnet. Die Heldin selbst, die einen Namen und weit vorwärts weisende Gedanken geerbt hat, ist ein ganz neuer Typus. Und es versteht sich, daß am Ende die Jugend siegt.

„Des Nächsten Weib“ ist auf einen dunkleren Ton gestimmt. Wie nicht ganz selten in den Büchern der Feministen, ist die im Vordergrund stehende Frau ein herrliches Geschöpf, das Jeden in seinen Bannkreis zwingt und zum Hörigen macht. Esra, eine berühmte Tänzerin aus jüdischer Rasse. Aus dem Lärm der Großstadt sehnt sie sich in den Frieden schlichter Natur und läßt sich von dem jungen Ivar, der sie vergöttert, auf das Landgut seines Vaters entführen. Dieser Vater ist streng, will von der Resalliance mit einer Tänzerin nichts hören und bietet Alles auf, um das Paar zu trennen, das in ungeweihter Nothehe lebt. Vergebens. Und doch liebt Esra nicht Ivar, sondern seinen Bruder, von dessen Leidenschaft sie bezwungen wurde und der ihr zuruft, das Recht der Liebe sei höher als irgend ein anderes. Ihr Kopf glaubt ihm; ihr mitleidiges Herz aber hängt an Ivar. Sie weist den Bruder ab und steckt nach diesem großen Schmerz langsam dahin. Als der Widerstand des Vaters endlich gebrochen ist und er die Erlaubniß zur Heirath giebt, sagt sie Nein. Der Alte stußt, merkt allmählich, wie es um seine Söhne steht, und überhäuft Esra mit so brutalen Ausbrüchen seiner Verachtung, daß ihr zarter Leib der furchtbaren Aufregung erliegt. Ivar will mit ihr sterben. Der Vater hält ihn zurück und sagt: Sie hat Deinen Bruder geliebt. Doch das Herz des Jünglings bleibt ihr.

Nur Eins beklagt er: daß die Geliebte, um ihn zu schonen, nicht rückhaltlose Wahrheit sprach. Auch mit ihrer Freundschaft hätte er sich beschieden und ihren Besitz dem Bruder gegönnt . . . In dem Drama lebt ein wahrer Türken glaube an diese letzte Liebe, die einzig echte, allein berechnigte. Doch der Leser wird nicht ganz überzeugt; unwillkürlich fragt er sich, was wohl geschehen wäre, wenn sich noch ein dritter Bruder eingestellt hätte. Lesefinnen stellen so versängliche Fragen nicht.

Das jüngste Buch Harolds Gote, „Das heilige Erbe“, ist als Kunstwerk ehrlichen Lobes werth. Eine gut geschriebene Kampfschrift für das erotische Recht der Persönlichkeit; und dennoch mehr als eine Tendenzschrift. Warme Empfindung webt in der Darstellung, die Gestalten sind mit sicherer Hand gezeichnet und der schneidende Schluß ist wahr wie das Leben.

Jedem Betrachter muß der Fortschritt auffallen, den seit den Moraldebatten der Jahre 1885 und 87 die Erörterung geschlechtlicher Probleme in der Literatur unseres Nordens gemacht hat. Damals stießen unweise Zügellosigkeit und rückständiger Pedantismus hart auf einander und die Schmähfluth schwemmte alle kräftigen Gedankenkeime weg. Jetzt haben Männer und Frauen diese Fragen ins Reich der Dichtung gehoben; die einst so blutlosen Probleme haben sich in lebendigen Menschen verkörpert und nicht mehr um nebelhafte Theorien wird gekämpft, sondern um das Bedürfniß des von klärendem Sonnenschein beleuchteten Tages.

Kopenhagen.

Georg Brandes.



Sezessionistenkunst.

Die Sezessionen beginnen jetzt, nachdem sie sich im „Deutschen Künstlerbund“ vereinigt haben, Politik zu treiben. Das bedeutet, daß sie endlich als eine reale Macht anerkannt werden müssen. Aus den revolutionären Klubs wird nun eine Partei, die die Theilnahme an den nationalen Kunstberathungen erzwingt. Die Künstler freuen sich der durch Organisation gewonnenen Stärke und erhoffen Großes von der Zukunft. Sie bedenken nicht, daß ihrem Bunde das Schicksal aller Parteien sicher ist, daß es ihm ergehen wird wie etwa der Sozialdemokratie, die um so sanfter werden muß, je mehr sie anwächst. Eine Minderheit kann revolutionäre Grundsätze vertreten, ihr Wille wird feurig erhalten durch den Widerstand der Mehrheit, sie hat immer die stolze, anspornende Märtyrerethik für sich; je mehr die Minderheit aber zur Mehrheit emporkwächst, desto mehr muß auch der ferne, ideale Endzweck einem nahen, profanen Tageszweck weichen: auf dem Feuer, das dem Gott angezündet wurde, kocht man die nährende Suppe.

Wir werden wahrscheinlich einen steigenden Erfolg der Sezessionskunst erleben. Dieser Erfolg wird von Jahr zu Jahr mehr in die Breite gehen, erfreulich und nützlich sein, manches Vorurtheil beseitigen, das allgemeine Urtheil anregen und aufrütteln und einen frischen Zug in unsere akademisch muffige Atmosphäre bringen. Doch das sehnsüchtige Wollen wird in dem selben Maße ermatten, wie der Erfolg wächst. Die Persönlichkeit, wovon so oft die Rede ist, muß folgerichtig auch in dieser Organisation an Spielraum verlieren, selbst wenn die beste Absicht besteht, ihre Rechte nicht anzutasten; denn mit dem Anwachsen des Bundes können viele der natürlichen Vaster der Macht nicht ausbleiben. Im Klub können die Stimmen bis zu einem gewissen Grade gewogen, nicht gezählt werden, der Einzelne kann Einfluß gewinnen; ein so großes, aus fremdartigen Elementen künstlich zusammengefügtes Gebilde wie den Künstlerbund kann man aber nur juristisch-schematisch verwalten; das Statut muß mehr gelten als die Ausnahme. Die Sezessionen sind aber von Ausnahmekünstlern gegründet worden, zum Schutz der Ausnahme. Nach außen die vorhandene Tüchtigkeit wirksam zu repräsentieren, materielle Vortheile zu erkämpfen: Das muß sicher gelingen; doch das mit stillem Freimaurerbewußtsein gepflegte Ideal wird dabei verlieren. Die Mittelmäßigen haben den Nutzen: sie gewinnen mit der Stimmenzahl die Macht; darum kann die Zeit nicht fern sein, wo auch hier um laufende Meter Wandfläche gekämpft wird und starke Erneuerer, wie früher von der Kunstgenossenschaft, ausgeschlossen werden.

Nur weil es sich um wirtschaftliche Vortheile handelt, haben sich süddeutsche und norddeutsche Künstler, die einander viel lieber befehden möchten, zusammengefunden. Es ist die alte Erfahrung: der Zollverein hat zur Einigung Deutschlands ja auch mehr gethan als der ideale Wunsch. In dieser metallenen Grundlage liegt jedoch die beste Garantie für den Bestand und der Beweis, daß der Zusammenschluß eine fällige Nothwendigkeit war. Damit ist dem Betrachtenden der Standpunkt gegeben; eine Agitation nach irgend einer Richtung ist durchaus nutzlos. Nun entsteht aber die Frage, welche Entwicklung zu erwarten ist: ob die Errungenschaften der revolutionären Jahre genügen, um den Eintritt in die konservative Periode zu rechtfertigen, ob schon genug gethan worden ist, daß eine Majorität sich mit dem Erreichten, ohne Gefahr, zu verarmen, einrichten kann, und ob die Grundlage für das Gebäude stark genug ist. Von diesen Dingen hängt die nächste Zukunft der deutschen Kunst ab. Wirtschaftliche Vortheile und würdige Repräsentation sind gut; doch wie steht es mit der Kraft, die dahinter arbeitet? Nicht weniger stolz war man vor einem Vierteljahrhundert, als die Mehrheiten der Genremalerei, des Naturalismus Antons von Werner endgiltig über den Formalismus gestiegen hatten. Und mit welcher Verachtung redet man heute

davon! Sind wir wirklich so sehr viel weiter? Daß die Sezessionen eine bessere Malerei vertreten, bedarf keiner Begründung; daß sie reinere Anschauungen darüber, was Kunst sei, verbreiten, ist zweifellos; damit ist aber noch nicht bewiesen, ob das Niveau genügend und an allen Punkten erhöht worden ist. Der Geist der neuen deutschen Kunst scheint sehr verständig, oft geistreich und manchmal auch temperamentvoll; was ihn stark macht, sind jedoch im Wesentlichen Vorzüge des Verstandes und Eigenschaften, die sich bisher nur in einer gesunden Negation bewährt haben. Es fehlt die innere Wärme und die Genialität, die Arbeit der Erneuerung ist im Anfang stecken geblieben. Die wenigen Persönlichkeiten, die sich uns offenbart haben, sind auch ohne die Ziele der Sezession denkbar. Das Genie in der Bildenden Kunst ist nie ein Komet, sondern wächst organisch aus einer Schule heraus und zieht geistige Kraft aus dem Boden eines hoch entwickelten Handwerkes. Es macht, aus der Entfernung der Jahrhunderte einzeln betrachtet, freilich einen ähnlichen Eindruck wie etwa eine Notiz über den Montblanc, worin dessen Höhe, vom Meeresspiegel aus gemessen, mitgeteilt wird. An Ort und Stelle ist der Berggipfel nur ein höchster Gipfel unter Bergen und innerhalb der Zeit ist jedes Genie nur ein Größter unter Großen. Es kommt also sehr darauf an, welches allgemeine Niveau eine Schule, von der wir Genies erwarten, einnimmt. Vorläufig klingt das Alles sehr verfrüht. Noch ist der neue Künstlerbund durchaus Protestpartei; er hat das gute Recht für sich und ihn lähmt noch nicht die Schwere eines zu erhaltenden Besitzes. Die Reichstagsdebatten haben ihm kunstpolitische Erfolge gebracht, denen sich größere anschließen werden. Und bald wird sich Niemand wundern, wenn man die Akademiedirektoren aus dem Künstlerbund holt.

Die Wintermonate haben der Frage nach der inneren Kraft der Sezessionistenkunst durch eine Reihe von Ausstellungen eine Antwort gegeben. Man sah in Berlin Arbeiten der wichtigsten münchener und berliner Sezessionisten und manches Andere noch, das ein lehrreiches Gegenspiel darbot.

Ich mußte die Feder niederlegen, um mich zu bekennen, was im Künstlerhaus, wo die Münchener Sezession ausgestellt hatte, zu sehen war. Mir steht nur ein Bild ganz klar vor der Erinnerung; alles Andere bleibt un deutlich und leblos. Die Programmbücher muß ich hervorjuchen, damit das Gedächtniß Einiges herausgebe. Darin liegt eine Kritik, der eigentlich nichts mehr hinzugesügt zu werden brauchte; denn es ist der Tod eines Kunstwerkes, wenn es spurlos vorübergeht. Im Gedächtniß bleiben nur ganz wahrhaftige Kunstwerke; sie werden zu Erlebnissen, die sich an den Kreuzwegen der Erinnerung erheben und sich gegen die täglich wechselnden Sinnesindrücke siegreich behaupten. Das eine Bild, das im Gedächtniß haftet, ist Uhdes bekannte „Atelierpause“. In dieser Schilderung der als Heilige Familie

gekleideten Modelle, die sich in einer Pause das Bild, worauf sie selbst dargestellt waren, 'vertrauten, 'für Etwas von dem reifen Weist Botfrid's Jünger, der in den „Sieben Legenden“, einer durch tief sinnigen Humor und lächelnde Ironie gleichnißartig gestalteten Wunderpoesie, so vollendeten Ausdruck gefunden hat. Auch auf dem Bilde lächelt das Wunder ins Leben hinein, bespöttelt das Leben durch seine bloße Gegenwart das Wunder. Aber Keller hatte den Takt der Kürze; er zeichnete mit wenigen Strichen, was eine breite Ausmalung, wegen der Unmöglichkeit der zureichenden Motivirung, nicht vermag. Uebe aber malte den Vorgang drei- oder viermal zu groß und gestaltete die Szene dadurch plastischer, als sie sein darf, wenn die subtile Geistigkeit nicht von der aufdringlichen Lebensnähe verschluckt werden soll. Vor all den vielen anderen Bildern, die nirgends unter eine gewisse mittlere Tüchtigkeit sinken, vergaß man nie das Retier. Nicht vor Herterich's Kind auf dem Schauelpferd, einem Bild, worin das helle Sonnenlicht diese Delfarbe geblieben ist; nicht vor des virtuosen Habermann anspruchvollem Familienbild und noch weniger vor Sambergers Lenbachjaden. In den Sälen war mancher gute Gedanke zu bewundern, manche Tüchtigkeit zu loben; keins der Bilder war jedoch eigentlich nothwendig. Ein gutes Kunstwerk fällt aber stets eine Lücke und kann aus dem Leben nicht mehr hinweggedacht werden. Bilder von Ludwig Richter, die weniger gut gemalt sind als die mittelmäßigsten dieser münchener, kann man nicht vernichten; in ihnen ist Etwas, das sie werthvoller macht als alle Virtuosität. Was ist dieses Etwas?

Das Universalmittel, Kunst zu beurtheilen, ist so einfach wie schwer zu erwerben; es besteht nur in der Fähigkeit, zu entscheiden, ob ein Künstler die Wahrheit sagt oder lägt. Um diese Entscheidung treffen zu können, muß der Betrachter zuerst die eigene Natur von der Lüge reinigen, eine unablässige Selbstkritik zum Werkzeug der Erkenntniß machen. Insofern hat das Kunsturtheil mit äußerer Bildung nichts zu thun, ist Jedem erreichbar und nur darum so selten, weil sich so Wenige dieser rücksichtslosen Selbstzucht unterwerfen. Dem, der sich selbst nichts durchgehen läßt, verrathen sich alle Schliche und Finten der Künstler; denn da in jeder Seele nicht nur die gesammte Güte, sondern auch die gesammte Schlechtigkeit der Menschheit, enthalten ist, da man alle Lügen und Gemeinheiten, die es giebt, in sich erst besiegen muß, wenn man sich ehrlich machen will, so erkennt man diese Lügen auch, in jeder anderen Form und Verbindung, im Schaffen der Künstler als alte Bekannte wieder. Was die unter sich so verschiedenartigen Kunstwerke von Holbein oder Ludwig Richter, von Menzel, Böcklin oder Lucas Cranach so bedeutend, schön, so historisch macht, ist nur ihre innere Wahrhaftigkeit. Es ist eine Frage für sich, welchen Grad der Künstlergeist einnimmt; hoch oder tief: Das kommt erst in zweiter Reihe. Die wahr-

hastigen Künstler machen einander nie Konkurrenz, der Kleinste wird durch das Dasein des Größten nicht in seiner Bedeutung gehindert oder beschränkt. Was den anderen Bildern, die nicht einmal schlecht zu sein brauchen, das letzte, entscheidende Interesse fernhält, ist immer eine Unwahrhaftigkeit. Bei den Münchenern zeigt sie sich darin, daß die Meisten sich über ihre eigene Geschicklichkeit, mit Oelfarben umzugehen, freuen, stolz sind — und den Stolz verrathen —, wenn ihnen ein Schein von Größe, von Tiefe, ein Schein von Empfindung gelingt. Dieses Scheinleben nimmt dem Sein, das daneben bis zu einem gewissen Grade auch immer vorhanden ist, die Kraft. Es giebt Maler, denen Virtuosität nöthig und natürlich ist. Man denke an Rubens. Von ihnen ist nicht die Rede; sie folgen einem Ruf. Die Münchener aber folgen in ihrer Mehrzahl einer Gildemode, einer Konvention und lassen ihr tiefstes Menschenthum, das Jeden, wenn er ihm ganz folgt, zum Original macht, nur als Gewürz zu.

Wenn es in dieser Ausstellung bei gleichgiltiger Hochachtung blieb, so erregte die Vorführung von Bildern der berliner Sezessionisten Breyer, Philipp Klein und Leo von König bei Cassirer in mancher Hinsicht Verdruß. Diese Künstler, die den guten Durchschnitt der berliner Sezessionistenkunst repräsentiren, lassen uns für die Zukunft bangen. Daß man ein kalter Mensch, ein Künstler von erborgtem Geschmack und doch ein tüchtiger Maler sein kann, bewies in dem selben Kunstsalon der Franzose Lucien Simon. Auch er giebt nie das Letzte, aber ihn trägt die Kunstkultur seines Volkes; man kann sich seiner Arbeiten, mit gewissen Vorbehalten, freuen, die solide Tüchtigkeit einer Altmalerei bewundern, das Bemühen um die Psyche alter Leute verfolgen und beobachten, wie ein geistreicher Mann sich der Vortheile der neuen Kunstmittel intellektuell zu bemächtigen versucht. Breyer aber, der von der Natur mehr als der Franzose mitbekommen hat, verlegt durch eine gewisse Blasirt-
„geh. u. d. Vortrag“, durch, Veranlassung, mit, hauptsächlich, vorzuziehen, wenn..
 auch ganz einseitiger Tüchtigkeit. Man darf nicht mit Forderungen, also mit Vorurtheilen vor diese Kunst hintreten, sondern hat auf sich wirken zu lassen, was man vorfindet. Wenn diese Wirkung sich aber als Verlangen nach dem Ganzen, dessen Theil diese Kunst ist, äußert, so darf man dieser Empfindung auch folgen. Man muß gelten lassen, daß Breyer nur das optische Erlebniß sucht, daß er nichts empfindet als Reize oder — was noch schlimmer wäre — Anderes nicht empfinden will, daß beseeelte Menschen für ihn nur Stilleben sind; aber dann ist es mit der Freude des Künstlers, die man spürt, das optische Phänomen so richtig sehen zu können, nicht gethan; dann genügt auch nicht die Sicherheit, die ein Bild mit einer Art von überlegener Verächlichkeit zusammenstreicht. So entsteht nicht künstlerisches Leben, sondern eine virtuos gesagte Halbwahrheit. Da Breyer nicht zu fühlen weiß,

bleibt ihm nichts übrig, als zu arrangiren; Alles ist stillebenhaft aufgebaut. Diese Malerei erinnert an Kapellmeistermusik; sie ist Dekorateurarbeit. Für die Wahrheiten, die Breyer vorträgt, haben wir nicht ihm dankbar zu sein, sondern seinen guten Vorbildern; was ihm selbst gehört, bedarf der Kultur. Sein weltmännischer Geschmack riecht noch nach dem Hohenzollernkutschhaus.

Neben solchen Leistungen wirkten die Bilder von Kurt Hermann erfreulich. Nichts kann anspruchloser sein als seine kleinen Stilleben; und doch steckt ein Stück des neoimpressionistischen Problems darin. Hermann ist zu seiner ersten Liebe, den Blumen und Früchten, zurückgekehrt, nachdem er sich Jahre lang um eine Technik, die alles Geistige in Form verwandeln soll, bemüht und Irthümer nicht gescheut hat. Er ist nun zu einer gewissen Abgeschlossenheit gelangt, der man sich freuen kann, weil nichts gewollt ist, als an gutgetönten Wänden ein farbiges Feuerwerk zu entzünden, Farben im Raum vibriren, glitzern und leuchten zu lassen, einen Punkt zu schaffen, worauf sich das Licht sammelt, um dem Auge anregend zu schmeicheln. Das Erfreuliche daran ist die sich bescheidende Konsequenz, die Logik, die das eigene Vermögen diszipliniert und im kleinsten Punkte die ganze Kraft sammelt, die Beschränkung, die unablässig doch dem interessantesten Problem der neuen Malerei Möglichkeiten abzugewinnen sucht. Auch diese Kunst ist vielleicht nur dekorateurhaft; aber sie will auch nichts Anderes sein.

Erkenntniß der eigenen Grenzen und kluge Beschränkung auf das Mögliche sind gewiß nicht die höchsten Tugenden: ein zerschundener Klarus ist mehr als ein Gesunder, der nie zu fliegen versuchte. Aber das Unvollkommene ist nur Vortheil, wenn es erstem, unentlem Bemühen und faustischem Drang entspringt. Wer Dinge angreift, deren Schwierigkeiten er nicht kennt, und leichtfertig nach dem höchsten Lorber greift, ist ein Dilettant. Der gerade pflegt ja oft im großen Publikum Aufsehen zu erregen und gute, gläubige Freunde zu finden, die den Lehrling zum Genie stempeln. Dieses Schauspiel haben wir wieder mit dem Bildhauer Flaum erlebt, einem von denen, die der Stil Rodins zu Karren macht, weil sie glauben, mit einiger Phantasie ließe sich große Kunst leisten. Daß Form und Idee untrennbar sind, ahnen solche vor sich selbst postrende Dichterlinge nicht. Flüchtige Stimmungen läckerlich in Thon skizzirt, symbolische Gedanken, wovon ein gescheiter Mensch täglich ein halbes Duzend produziren kann, nothdürftig in plastische Form gebracht: Das ist die Kunst Flaums. Als ich die Sommerausstellung der Sezession hier besprach, waren moderne Leute erstaunt, weil ich die „Idee“ in den Kunstwerken der meisten Sezessionisten vermisse. Sie meinten, Ideen seien Das, was Flaum uns vorführt. Für das Wort Idee, wie ich es verstehe und wie es, nach Schopenhauer, eigentlich allgemein verstanden werden sollte, kann man auch die Wörter Erkenntniß, Gefühl, Charakter, Wahr-

haftigkeit seyen: gemeint ist stets das Selbe. Man findet die Idee bei Rembrandt, bei Michelangelo und Rodin, aber auch bei Manet und Liebermann, sie ist in einer japanischen Zeichnung, in einer Bleistiftstudie Menzels, in einer Parikatur Lautrecs und in einem Ornament Van de Velde's. Einem nur gelingt es nie, sie festzuhalten: dem Unwahrhaftigen; denn er reicht uns immer statt einer Erkenntniß seine Eitelkeit und statt eines liebenden Gefühles eine Phrase der Großmannsucht, worin natürlich immer ein Theil Erkenntniß mit enthalten sein mag. Den Schlüssel zur wahren Kunst aller Zeiten und Länder giebt uns Goethes Ausruf: „So fühl' ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht: ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz!“ Flaums wirkliches Talent ist offenbar dekorativer, kunstgewerblicher Art. In der Skulptur „Die Wolke“ ist eine gewisse schmeichelnde Form- und Linienempfindung, die einst gute Dienste leisten könnte, wo es sich um die Ausschmückung eines Theaterfoyers, um künstlerische Studarbeiten handelt. Dort sind solche unbestimmte Phantasien angebracht, weil die Architektur sie überlegen gänzelt. Wie tüchtig man im rein Dekorativen sein kann, bewies ja der Franzose De Feure bei Keller & Reiner, der nur als Toilettenphantast und Dekorateur gelten will. Man folgt dem mondänen Spiel seiner Form- und Farbenphantasien mit roger Neugier, läßt sich von den geistreich tadeln Capriccios gern verbläßen und wird nie zu höherem Anspruch verlockt.

Den höchsten Zielen strebt Stevogt zu, dessen Kollektivausstellung bei Cassirer gezeigt hat, daß wir in diesem Maler die beste und fast auch die einzige Hoffnung zu grüßen haben. Mit energischer Anstrengung ringt er nach den Dingen, die dem Deutschen von je als die in der Kunst erstrebenswerthen erschienen, ohne daß er doch den neuen Anschauungslehren ausweiche. Ihm verdoppelt sich die Arbeit, da er sich als Maler und Poet zu entwickeln strebt; er ist ungefähr in der Lage Munch's, der auch das impressionistische Erlebnis poetisch zu erhöhen sucht. Nur fehlt ihm die Primitivität des Norwegers; er ist Kulturmensch und ganz ein Enkel. Ihm, dem Germanen, ist der Gedanke, die poetische Temperamentsregung das Wichtigste und er hat sich oft und lange schon mit dramatischen Stoffen auseinandergesetzt, bevor er daran ging, seine Mittel auszubilden. Die Erkenntniß, daß es nöthig ist, vom Erlebnis des Auges auszugehen, zwang den Künstler, seine Malerei auf eine ganz neue Basis zu stellen. Die erste Etape dieser dualistischen Entwicklung, deren Schwierigkeit sich nur Wenige vorzustellen vermögen, scheint nun erreicht zu sein. Was Stevogt heute besitzt, hat er sich Stück vor Stück erworben; selbst was in seiner Kunst wie Ursprünglichkeit aussieht, ist mühsam erkämpft oder befestigt; denn in dieser Natur ist weniger natürliche Fülle als Sehnsucht nach der Fülle, weniger Temperament als Wunsch und mehr genialer Instinkt als leichtflüssiges Talent. Dieser ernste Mensch scheint

das Dasein in Symbolen zu erleben, immer noch den Gründen der Erscheinungen zu fragen und darüber die naive Freude des Schauens, die dem Maler so wichtig ist, zu vergessen. In den Studien spürt man oft, was ein richtiger Ton ihn kostet. Die brutal gepappte Malmanier ist nicht das Zeichen leichten Schaffens, sondern eher ein Beweis, daß die Bilder mühslich, Strich vor Strich, Fläche an Fläche entstanden sind. Alles ist bedacht und wieder bedacht. Dadurch kommt eine Art von geistiger Unmittelbarkeit in die Arbeit, eine Wahrheit, die scheinbar andere Ausdrucksform nicht zuläßt, aber auch eine Gedrängtheit, der es an natürlichem Fluß fehlt. Der eminente Zeichner, also der Künstler des Intellektualismus, ist dem Maler Schrittmacher. Als Maler zeigt Slevogt sich darum am Besten in den Naturstudien. Das Bildniß eines im Freien lesenden Mannes ist von erstaunlicher Kraft und Wahrheit; und der D'Andrade in Schwarz und Gelb, in dem Augenblick erfaßt, wo Don Juan von der Hand des Komthurs gepackt wird, gehört in das Museum. Das große Bild des Ritters, der sich aus den Armen der Haremweiber löst, um in den Kampf zu eilen, ist das bedeutendste Werk seit Liebermanns Dalilabild, von dem es in der malerischen Haltung entscheidend beeinflusst wurde. Daß Liebermanns Werk so anregend gewirkt hat, erweckt die müden Hoffnungen wieder. Slevogts Bild hat nicht die imponirend ruhige Haltung eines reifen Kunstwerkes, aber es sind Qualitäten darin, die einen Großen ankünden. Mit den höchsten Erwartungen könnte man der ferneren Entwicklung Slevogts zusehen, wenn man nicht überall Etwas vermisse, das vielleicht das Architektonische genannt werden kann, die synthetische Sicherheit, die ein Kennzeichen großer Meister ist.

Ganz ohne Einschränkung gehts also auch hier nicht ab. Die ungetrübte Gemüthsruhe, die man in Cassirers Pissarro Ausstellung empfand, gewähren deutsche Arbeiten uns schon lange nicht mehr. Thoma und manchmal Frühner, h-haw, n'-sleikt, k'-sba, p'-jakt, n'-d, s'-yplig, lajt, d'-r, k'-w, n'-s'p'kura, p'-n... Pissarro; auch Gleichen-Rufswurm wäre zum Vergleich heranzuziehen. Der Franzose war aber mehr Maler als diese Deutschen; er war moderner und von einer so wundervollen Natürlichkeit, daß die Malerei unserer Künstler dagegen immer mehr oder weniger künstlich und manchmal sogar etwas affektirt wirkt. Wie kann man den französischen Impressionisten noch „seelenlos“ nennen, nachdem man dieses halbe Hundert Bilder aus allen Entwicklungsphasen des pariser Landschafters gesehen hat! In allen jubelt ja das Gefühl, singt die Freude an der schönen Natur; in ihnen finden wir das Glück unserer besten und frohesten Stunden ruhigen Naturgenusses wieder. Und nichts ist nur gewollt; alle Empfindung ist mit souveräner Selbstverständlichkeit in malerische Anschauung und Kunstform verwandelt. Ganz räthselhaft erscheint der Ursprung dieser Meisterschaft. Die Bilder illustriren eine Entwicklungsperiode

von vierzig Jahren: und doch bemerkt man nirgends Kampf und Krampf. Die erste Phase der dunklen, wohlklingenden Farbigeit, die auf die Fontainebleau-Schule weist, gleitet unmerklich in die hellere Periode und sogar in neoimpressionistische Versuche hinein; die endgiltige Form ergiebt sich wie ein mühelos, wenn auch langsam gefundener Schluß aus allem Vorhergegangenen. Ist diese Sicherheit, die scheinbar den Irrthum nicht kennt, die wohl die Form wandelt, des Wollens aber stets gewiß ist, eine natürliche Anlage oder sind die Kämpfe so dezent verbergen worden? Wo deutsche Künstler nach dem Besseren ringen, sieht man stets ihr krampfhaftes Bemühen; und in diesen, im besten Fall faustischen Anstrengungen stirbt die harmlose Freude. Bissarro war kein Himmelsstürmer, sondern ein ruhig dahinlebender Bürger; doch die Meisterschaft, die er erreichte, muß unsere Landschaftler beschämen. Und das Geheimniß, das ihm ermöglichte, diese Vollkommenheit auf beschränktem Gebiet zu erreichen? Es ist in einem Ausspruch Ruskins enthalten, der sagt: daß wir nie die Kunst wahrhaft lieben werden, wenn wir nicht noch inniger lieben, was sie abspiegelt.

Unpatriotisch? Die Schlußfolgerung für die deutsche Malerei ist schmerzlich; aber sie ist nicht abzuweisen. Hans am Ende, einer der worpsweder Maler und ein Landschaftler von Ruf, hatte zugleich bei Keller & Reiner ausgestellt; gute Bilder, warm empfunden und tüchtig gemalt. Aber was wurde daraus, wenn man von Bissarro kam! Hier übersteigert der Worpssweder ein echtes Gefühl ins Theatralische, dort gerathen ihm die Anschauungsweisen während des Malens durcheinander, so daß er selbst nicht mehr weiß, ob er das Stimmunghafte der Natur geben will oder das Gegenständliche, im Zwiespalt darum Beides giebt und in Halbheiten fiedeln bleibt. Er schaut verschiedene Theile der Landschaft in verschiedener Weise an, weil er sich nicht auf bestimmte Gefühlswesen beschränken kann, sondern alle zugleich berücksichtigen will. So sieht man in diesen Bildern einen Abglanz des Kampfes zwischen alter und neuer Empfindungsweise und dadurch erscheint das Moderne darin gewaltsam und das Unmoderne erschüttert. Der radikal moderne Bissarro aber wirkt einheitlich; in seinen Arbeiten ist fromme Einsalt.

Fehlen dem Deutschen hundert oder zweihundert Jahre künstlerischer Kultur oder liegt der Grund in Rassen-eigenthümlichkeiten? Wir haben nicht einen Maler wie Bissarro; in Frankreich ist er nur einer und nicht der beste aus der großen Schule des Impressionismus. Die Franzosen scheinen berufen, dem Auge, die Deutschen, dem Ohr ein Gefühl mitzutheilen. Wir haben Schubert und Wagner, sie haben Manet und Rodin.

Friedenau.

Karl Scheffler.



Luther in Worms.*)

Das Wartezimmer vor dem Rathhauseaal. Landsknechte und Bediente an der Thür des Hintergrundes. Luther steht am Fenster rechts und kehrt dem Zimmer den Rücken zu. Vor ihm ein Kamin mit dem Kaskoon auf dem Mantel.

Erster Landsknecht: Der Mönch sieht nicht gefährlich aus.

Zweiter Landsknecht: Man kann ja Reliquien von ihm sammeln...

Erster Knecht: Er gleicht einem Knochenfammer, der sich selbst auf Rehrichthausen zusammengelesen hat.

Die Bedienten lachen laut.

Zweiter Knecht: Und doch trinkt er so entschlich... Nach der Verbrennung der Bannbulle setzte er sich mit Schuhmachern und Schneidern zu Tisch, um zu saufen.

Erster Landsknecht: Sahst Du?

Zweiter Landsknecht: Nein, aber ich hörte es erzählen.

Zweiter Knecht: Jetzt werden sie ihm schon das Rückgrat brechen!

Der Herold (tritt herein und geht zu den Landsknechten): Ist Dies der König der Juden?

Die Bedienten lachen.

Erster Landsknecht: Das ist der Kaiser der Kaiser!

Der Herold (zu Luther): Dreh Dich um, Mönch!

Luther bleibt unbeweglich.

Der Herold: Dreh Dich um, Mönch, damit ich sehe, ob Du Einem in die Augen sehen kannst.

Luther dreht sich um und blickt den Herold fest an.

Der Herold (verzagt): Er sieht aus wie der Teufel selbst!... Wenn der päpstliche Legat Alexander eintritt, wirfst Du Dich auf die Knie!

Luther: Nein, Das thue ich nicht.

Der Herold: Dann werden die Landsknechte Dich auf Dein Angesicht niederwerfen.

Luther: Auch Das nicht; denn ich bin mit kaiserlichem Geleit gekommen und bin vom Kaiser gerufen, nicht vom Papst.

Der Herold: Johann Hus kam auch mit Geleit nach Konstanz, aber sowohl er wie das Geleit gingen in Rauch auf. Das Geleit bekommt man aus Gnade und nicht aus Verdienst — nicht wahr? — und die Gnade — nicht wahr? — kann verwirkt werden. Glaubst Du, ich hätte Luther nicht gelesen?

Luther schweigt.

Der Herold: Weiter!

Erster Landsknecht: Hier sind Leute, die sich den Mönch ansehen wollen; dürfen sie es thun?

Der Herold: Ja, sehr gern. Sie können ihm ins Gesicht spucken, wenn sie wollen. Laß sie ein!

Das Volk kichert und zeigt mit den Fingern.

*) Aus Strindbergs neuestem Drama, „Die Rachtigal von Wittenberg“ das auch in schwedischer Sprache noch nicht veröffentlicht ist.

Der Herold: Tretet näher, gute Leute, und seht Euch den Bären an. Ja, so nennt er sich selbst, wenn er schreibt. So schreibt er, der Gottesmann: „Zimmer werdet Ihr Luther als einen Bären auf Eurem Wege und als einen Löwen auf Euren Pfaden finden. Von allen Seiten wird er über Euch stürzen und Euch keine Ruhe lassen, bis er Eure Eisenhädel zerschmettert und Eure Kupferstirnen in Staub verwandelt hat.“ Es ist lustig, was?

Das Volk lacht.

Zweiter Landsknecht: Der Notar des Angeklagten bittet, hereinkommen zu dürfen.

Der Herold: Schurff? Das ist ein schöner Name für einen Mönchsnotar. Laß den Bärenführer herein.

Schurff kommt herein und geht auf Luther zu. Das Volk entfernt sich.

Schurff: Nun, Martin, wo bist Du jetzt?

Luther: In der Schlangengrube. Aber wo bist Du, wo ist unsere Sache, wo ist Gott im Himmel?

Schurff: Martin, ich verlasse Dich nicht, obgleich unsere Sache zum Bergweifeln steht.

Luther: So, Du verlässest mich jetzt? Gut!

Schurff: Nein, sage ich.

Luther: Warum steht die Sache so schlecht?

Schurff: Weil der Freund der Sache, aber Dein Feind, Herzog Georg von Sachsen, alles Pulver für Dich verschossen hat!

Luther: Was ist Das?

Schurff: Nach Eröffnung des Reichtages trug Herzog Georg alle Klagen der deutschen Nation gegen Rom vor, entblühte das ganze Volk, — ja, und auf eine Art, die den Beifall der Fürsten und auch des Kaisers fand.

Luther: So! Dann bin ich überflüssig.

Schurff: Warte ein Wenig! Darauf hat der Herzog um Einberufung eines Kirchentages; der Reichstag solle eine Kommission wählen.

Luther: Was sagte er denn von mir?

Schurff: Nichts. Dein Name wurde nicht genannt.

Luther: Au-gestrichen? Was soll ich dann hier?

Schurff: Du sollst nur für Deine Lehre stehen oder widerrufen!

Luther: Widerrufen? Der Kaiser wollte mich doch hören?

Schurff: Na, er wollte Dich widerrufen hören.

Luther: Das wird er den Teufel nicht!

Schurff: Martin!

Luther: Und wenn ich nicht widerrufe?

Schurff schweigt.

Luther: Dann werde ich das Sühnofer. Gut! Nun ist die Sache klar und ich liebe Klarheit und Ordnung in allen Dingen. Wenn ich Etwas befehle, würden wir jetzt das Testament machen und dann nach einer Leichenwäscherin schicken.

Schurff: Martin! Verlaß unsere große Sache nicht. . .

Luther: Wenn Gott sie verläßt, ist sie zum Teufel und dann gehe ich mit dem Kopf voran ins Feuer hinein. Warum soll ich ihn vertheidigen, wenn er mich nicht vertheidigen will?

Schurff: Martin! Du fällst bei der ersten Prüfung! Es ist ja nur eine Prüfung!

Luther: Wie soll ich Das wissen? Ich fasse es als eine Mahnung auf, zurückzweichen. Sagt Gott: Vor, Martin, so gehe ich vor. Sagt er: Ruck, so kucke ich. Auf Winkelzüge und eitle Liebängelei verstehe ich mich nicht.

Schurff: Wie Du redest! Du verdienstest wirklich, als Lasterer verbrannt zu werden, wenn nicht als Keger!

Luther: Weiche von mir, Apostel des Satans!

Schurff: Still! . . . Ich gehe jetzt direkt an den Notariß. Da hast Du mich. Aber merke Dir Eins: beim Reichstag heißt es nicht mehr: Luther oder der Papst, sondern: Deutschland oder Rom! Und die Lösung des Tages ist: Die Waibling, die Welf! Das zehrt an Deinem Hochmuth, Luther; aber Dein Hochmuth muß auch einmal beschnitten werden!

Luther: Du schwachest! Was wäre Luther ohne seinen Hochmuth?

Schurff: Ja, was wäre er? Du hast Recht! Sei, wie Du bist: Du bist gut so! (Nickt und geht nach links.)

Der Herold: Der päpstliche Legat Aleander!

Aleander (geht auf Luther zu und mustert ihn mit dem Nasenglas): Das ist der Gott Luther!

Luther: Und Das ist der Teufel Aleander!

Aleander (verliert das Nasenglas, das er aufnimmt. Darauf zum Herold): Habt Ihr einen Maulkorb?

Luther: Nein, aber Hundpeitschen haben wir. Und wir haben, was besser ist, wir haben die heiligen Worte des Herrn, unverfälscht durch Dekretalen und Corpus juris; wir haben gesunde Vernunft und Rechtsgefühl; wir haben Gott im Herzen und ein reines Gewissen. Was habt Ihr? Vergebung der Sünden für zehn Dukaten! Jetzt preiße ich Euch!

Aleander: Martin Luther! Du bist im Irrthum, wenn Du mich wie einen Feind behandelst.

Luther: Der Teufel selbst mag Euch zum Freund haben!

Aleander: Du weißt vielleicht nicht, daß ich es war, der abrieth, Dich hierher zu berufen.

Luther: Ja, Ihr waret bang vor mir.

Aleander: Ja, ich war bang, daß Du unsere, der Christenheit gemeinsame Sache verderben würdest, die Sache der umzuwandelnden Kirche.

Luther: Man höre! Haben wir Beide etwas Gemeinsames?

Aleander: Warum hilfst Du uns nicht? Auf eine Art, versteht sich, daß wir zusammen wirken könnten?

Luther: Soll ich Euch helfen?

Aleander: Haben wir nicht den selben Geist?

Luther: Ich haue Euren Geist aufs Maul!

Aleander: Du beißest, wenn man Dich streichelt!

Luther: Ich mag keine Liebkosung von Flußpferden und Brillenschlangen; ich bin Sache aus Eisenträgergeschlecht und nicht gewohnt, mit Handschuhen anzufassen. Verliert nicht hohle Worte an mich; ich fasse eingeseifte Stangen

und falsche Freunde nicht an, und wenn man mich auf die Backe klopft, so beiße ich. Wir sind Feinde: jetzt wißt Ihr's!

Aleander: Jetzt glaube ich's. Und jetzt wirst Du erfahren, was es bedeutet. (Weht nach links; dreht sich dann aber um.) Darf ich Dir meinen Beichtvater schicken?

Luther: Wozu denn?

Aleander: Falls Du einen letzten Willen aussprechen möchtest. Und falls Du Dein Gewissen erleichtern willst, ehe Du vor Deinen Richter trittst, den Richter, der Lebende und Tote richtet.

Luther (in Angst): Ist Das ein Todesurtheil?

Aleander: nicht „Ja“ und geht.

Luther: Es cadaver!

Amsdorff (haftig herein; auf Luther zu): Martin, Deine Sache ist verloren; aber es giebt eine Rettung!

Luther: Was ist Das?

Amsdorff: Sickingen und Hutten haben Landsknechte gesammelt.

Luther: Ich bin einmal geflohen, fliehe aber nie mehr. Nie!

Amsdorff: Der Scheiterhaufe wartet auf Dich!

Luther: Meinewegen denn der Scheiterhaufe.

Amsdorff: Bedenke, was Du thust!

Luther: Fort, Versucher! Ich sehne mich nicht nach dem Tode; doch muß ich sterben, so befehle ich meinen Geist in Deine Hände, Jesus Christus, Erlöser der Welt! Amen!

Amsdorff: Amen! . . . Der Kaiser kommt!

Der Herold stößt mit dem Stab auf den Boden; die Landsknechte richten sich auf; die Hintertürgthüren werden geöffnet. Der Kaiser und der Kurfürst kommen.

Der Kaiser sieht Luther nicht an; bleibt aber stehen und flüstert dem Kurfürsten Etwas zu.

Der Kurfürst (tritt an Luther heran): Unser allergnädigster Kaiser und Herr läßt Dich nur fragen, ob das Gerücht wahr gesprochen, als es sagte, Du habest widerrufen? Hast Du widerrufen?

Luther (fest): Nein!

Der Kurfürst: Bedenkst Du, zu widerrufen?

Luther (donnernd): Nein!

Der Kaiser geht nach links hinein, ohne Luther angesehen zu haben und ohne auf den Kurfürsten zu warten.

Der Kurfürst drückt Luther mit bedeutsamer Miene die Hand und flüstert ihm lächelnd Etwas ins Ohr. Dann geht er auf die linke Thür zu, wirft einen Blick in den Rathhausaal, dreht sich um und winkt Luther, zu kommen. Aus dem Saal sind Kaiseranfaren zu hören.

Luther geht festen Schrittes auf den Rathhausaal zu.

Stockholm.

August Strindberg



Selbstanzeigen.

Bl mi tau Gus. Schlußband. Otto Venz, Leipzig.

Dem vor Jahresfrist erschienenen ersten schließt sich der zweite Band eng an. Alles, was in die Volks- und Alterthumskunde schlägt, habe ich darin berücksichtigt. Allerlei abergläubige Gebräuche, Bann- und Zaubersformeln, Lieder und Kinderspiele zeichnete ich wörtlich und frisch aus dem Volksmunde auf und ein reicher Sagenkranz soll dem Leser zeigen, daß nur ein kleiner Theil unseres Sagen- und Märchenschatzes bekannt und noch viel verborgenes Gold zu heben ist. Dem Abschnitt über unsere letzten noch vorkommenden Volkstrachten sind mehrere Trachtenbilder beigelegt. Einige Lieder reizten wegen ihrer interessanten Abweichungen von dem gewöhnlichen Texte zur Veröffentlichung. Ich habe mich in den beiden Bänden bemüht, die gute, alte pommerische Sitte und Art zur Geltung und zu Ehren zu bringen, so daß nicht nur jeder Pommer und Jever, der unsere Heimatprovince kennen und lieben gelernt hat, sondern besonders auch der Sprachforscher und der Freund der Volkskunde in diesem Werk Vieles finden dürfte, was ihm neue Anregung bietet.

Friedenau.

Margarete Keresse-Wietholz.



Geschichte der Antialkoholbestrebungen. Von J. Bergman. Aus dem Schwedischen übersezt, neu bearbeitet und herausgegeben von R. Kraut. Hamburg, Gebr. Lübecking. Preis 7,20 Mark.

Eine historische Gesamtdarstellung der alkoholgegnerischen Bestrebungen von denen die meisten Kulturländer wenigstens Spuren aufzuweisen haben, gab es bisher in der deutschen Literatur nicht; englische und skandinavische Werke dieser Art bildeten die einzige Quelle. Unter diesen kulturhistorischen Arbeiten nimmt die „Ryktterhetsördrens världshistoria“ des stockholmer Professors Dr. J. Bergman die erste Stelle ein. Das Buch ist reichhaltig, stützt sich in allen Theilen auf ernste wissenschaftliche Forschung und trägt dabei doch einen populären Wesenszug. Bald nach dem Erscheinen des Werkes (1900) entschloß sich Bergman,

...
 deutsche Ausgabe, deren erster Theil schon im Oktober des vorigen Jahres erschien, liegt jetzt vollständig vor; sie weicht in vielen Stücken allerdings von dem Original sehr ab. Nur die Hälfte des Buches kann man als eigentliche Uebersetzung gelten lassen; die übrigen Abschnitte mußte ich ganz umgestalten oder durch neue ersetzen. Das Interesse für die Alkoholfrage ist auch in Deutschland erwacht und ich glaube deshalb, daß dieser Blick auf die alkoholgegnerischen Bestrebungen aller Kulturländer, von dem ältesten Tagen bis auf die Gegenwart, nicht unwillkommen sein wird.

Hamburg.

Dr. R. Kraut.



Alkohol und Verkehrswesen. H. Hilbrandts Buchhandlung in Stolp i./P. 20 Pfennige.

Neuere wissenschaftliche Forschungen lassen im Verein mit den Erfahrungen des täglichen Lebens keinen Zweifel darüber, daß der dauernde Genuß alkoh-

licher Getränke, wie er nicht nur in Deutschland allgemein üblich ist, sehr schädlich wirkt. Schon geringe Mengen alkoholischer Getränke, die nach der lanbläufigen Meinung nicht nur unschädlich, sondern sogar nützlich und zuträglich sind, beinträchtigen die feineren Funktionen unseres Nerven- und Gehirnapparates nachhaltig. Da leuchtet denn ohne Weiteres ein, daß diese nachtheilige Wirkung in den verschiedenen Dienstzweigen der Verkehrsanstalten, ganz besonders der Eisenbahnen, unter Umständen die allerschlimmsten Folgen haben kann. Das beweist, als ein Beispiel, der kürzlich vor dem Landgericht in Zwidau verhandelte Eisenbahnunfall bei Rothenkirchen, der durch zu schnelles Fahren des angetrunkenen — nicht betrunkenen — Lokomotivführers herbeigeführt wurde und bei dem drei Menschen getödtet und über hundert mehr oder minder schwer verletzt wurden. Wenn irgendwo, ist deshalb innerhalb der Verkehrsanstalten die Bekämpfung unserer vielfach einem förmlichen Trinkzwang gleichkommenden Trinksitte dringend nöthig. Die weitaus wirksamste Waffe zu diesem schwierigen Kampf ist die völlige Enthaltung von Alkohol. Das näher darzulegen und zu begründen, war der Zweck des von mir dem Ersten Deutschen Abstiniententag in Berlin gehaltenen Vortrages, der jetzt, mit einem Anhang: „Die Wirkung geringer Alkoholmengen auf die Gehirnthatigkeit“, in zweiter Auflage vorliegt.

Marburg a./L.

Otto de Terra.

Hans Pfitners „Rose vom Liebesgarten“. Eine Streitschrift. München, C. A. Seyfried & Co. 1904. 25 Pfennige.

Am einundzwanzigsten Februar wurde im münchener Hoftheater Hans Pfitners Oper „Die Rose vom Liebesgarten“ zum ersten Male aufgeführt. Die Art, wie ein Theil der Kritik dieser Meisterschöpfung begegnen zu müssen glaubte, erinnerte in ihrem Ton wie in ihren Argumenten sehr an all die Thorheiten, die man einst gegen Richard Wagner vorgebracht hatte, und es mußte einem Verehrer Pfitners verlockend erscheinen, diesen belehrenden Parallelismus an einem typischen Beispiel zu beleuchten. Was der Berichterstatter der Allgemeinen Zeitung jetzt über Pfitner sagte, wurde Dem gegenübergestellt, was seine Vorgänger an der selben Stelle vor vierzig und fünfzig Jahren über den Schöpfer des „Tristan“ und „Lohengrin“ geschrieben und geweihsagt hatten. Dabei ergab sich eine allerliebste Aehnlichkeit. Der Polemik ließ ich ein Bekenntniß folgen: den Ausdruck der Ueberzeugung, daß Hans Pfitner der einzige geniale Musiker ist, der uns heute lebt.

München.

Rudolf Louis.

Schorlemorie. Studentengebichte. Leipzig, C. Wigand.

Der erste Titel wegen eines Runterbunts in Stoff und Form; der zweite weniger aus inhaltlichen als aus zeitlichen Gründen. Jena; wenig Geld; einige Freunde; viele Cigaretten; viele Bücher, meist alte, verschollene französische; eine kleine Bude nach hinten, mit Aussicht auf Gärten und den Landgrafenberg; Triboulet, mein brauner, langhaartiger, sehr schöner und kluger Pfitnerhund; ein Haß auf große Worte und Ideale; vorübergehend verliebt: so ist das Klima, in dem die meisten dieser Gebichte gewachsen sind.

Bremen.

Dr. Konrad Weichberger.

Im Geist Fehners.

Der alte Ibsen folgte einmal lautlos der Probe eines seiner Stücke vom ersten bis zum letzten Akt. Als er gehen wollte, trat ihm der Regisseur entgegen: „Nun, was meinen Sie?“ Ibsen: „Es war mir sehr interessant, dieses Stück kennen zu lernen. Wer hat es eigentlich geschrieben?“ Ich bin kein alter Ibsen; und Herr Kurd Lahtzow ist Professor. Und doch wollte mir die kleine Geschichte nicht aus dem Kopf, als ich im vorigen Hefte der „Zukunft“ las, was Kurd Lahtzow von „verirrter Naturforschung“ zu sagen hatte. Wer war dieser in die Naturforschung, die Dichtung, die Philosophie verirrte Willy Pastor eigentlich, der da gespielt wurde? Ein Verächter aller Naturwissenschaft, der in dem frommen Glauben lebt, daß zum Verständnis der Entwicklungsgeschichte ein seliges inneres Schauen genüge. Merkwürdiger Keel. Aber was hatte er außer dem Namen mit mir gemeinsam? Doch die Sache ist zu ernst für einen Scherz. Dandel'e sich nur um meine Person, ich würde mit dem größten Vergnügen stiller Zuhörer bleiben, wie ich bisher noch jeder Kritik gegenüber geschwiegen habe. Aber hier geht es um eine Sache. Kurd Lahtzow glaubt ohne Zweifel, diese Sache, die Fehner als Lecter repräsentirte, gut zu vertreten; er glaubt eben so überzeugt (Das will ich rückhaltlos annehmen), daß ich dieser Sache schade. Ich glaube das Gegentheil: und deshalb darf ich nicht schweigen.

Ich gehe von der Stimmung aus, die über Lahtzows Artikel liegt, von dem Gesamturtheil, das er sich von mir und meiner Arbeit gebildet zu haben scheint. Und da sind, glaube ich, zwei Sätze des Verlagsprospektes für Lahtzow von vorn herein bestimmend gewesen. Sie lauten: „Pastor versucht, in Durchführung der Gedankenwelt Fehners das Räthsel von der Entstehung des organischen Lebens zu lösen“; und: „Die Weltanschauung des Gnostizismus, die zum Verstehen des Kosmos von der inneren Erfahrung ausgeht, kommt . . . hier zum Durchbruch.“ Den ersten Satz hat Lahtzow ausdrücklich angeführt, den zweiten nicht; aber an allen wesentlichen Stellen der Kritik kehren seine Wendungen wieder und sie müssen für Lahtzow ein Stimulans gewesen sein, das ihn immer wieder scharf machte. Zu seiner Beruhigung kann ich ihm auf mein Wort erklären, daß ich mit der Herstellung dieses Prospektes auch nicht das Allgeringste zu thun hatte, daß dieser Prospekt mir und meinen Kritikern zur selben Zeit bekannt wurde. Und was die Gnostiker, die alten wie die neuen, anlangt: ich kenne beide Sorten gleich oberflächlich. Ich habe mich in die neueren vertiefen wollen, aber das Wesenlose, Unsinnliche ihrer Gedanken und also auch ihres Stiles war für mich Morphem. Keine Begriffsphilosophie, verkehrtester Herr Professor, vermochte mich nie zu fesseln.

Nun zum Besonderen. Von den zwölf Kapiteln meines Buches behandeln zehn geologische und paläontologische Dinge. Lahtzow urtheilt: „Die geologischen und paläontologischen Thatsachen werden mit großer Willkür behandelt; doch muß ich hier den Geologen die Kritik im Einzelnen überlassen.“ Das ist sehr gütig; nur will es meinem unwissenschaftlichen Verstand nicht eingehen, weshalb er dann nicht überhaupt die Kritik über dies Buch den Geologen überließ. Doch er meint: „Die Ausführungen aus Physik und Chemie reichen schon aus, um zu zeigen, wie vollkommen wertlos die Grundlagen sind, auf denen der Verfasser baut.“

Auf Dreierlei wird hingewiesen. Ich habe gesagt, die Behauptung einer unermesslichen Weltkälte sei wissenschaftlich nicht erwiesen. Darauf Lahwiz: „Sollte der Verfasser wirklich nicht wissen, daß es theoretische Beziehungen zwischen Druck, Volumen und Temperatur der Gase, daß es eine Thermodynamik giebt?“ Mir ist aber gar nicht eingefallen, die Temperatur der irdischen Atmosphäre der des Weltalls gleichzusetzen. Nur die phantastischen Differenzen hatte ich gelehrt und vor allen Dingen die Möglichkeit, daß die kühleren Außentemperatur am Pol der Erde irgend modellirt habe. Auch die uns umgebende Luft ist kühler als unser Körper. Es fällt aber keinem Menschen ein, zu folgern, die Nuzeln eines alternden Körpers seien von der Kälte der uns umgebenden Luft eingegraben. Warum übergeht übrigens Lahwiz so behutsam meine Sätze über die behauptete Hitze des Erdinnern, wenn beide Behauptungen und Gegenbehauptungen doch in so innigem Zusammenhang stehen?

Zweitens: Als ich davon sprach, daß die Pflanzen ihren Kohlenstoff nicht dem Kohlensäuregehalt der Luft entnehmen, habe ich Strindberg citirt; trotzdem ich wußte, daß mir die Kennung dieses Namens bei so ziemlich allen Gelehrten schaden würde. Daß man aber auch die Sache so darstellen könnte, wie es Lahwiz beliebt, wußte ich nicht. Strindbergs gelegentliche Wendung „Ich will mich nicht in Bliffen bewegen“ wird mit Behagen wiederholt. Strindberg hat zwar vorher und nachher Zahlen genannt, hat eine genaue Rechnung gegeben, die in meinem Buch wiederholt ist. Lahwiz behauptet, er habe es nicht gethan, um dann ein statistisches Exempel um so wirksamer vorzutragen. Die neue Rechnung aber ist als Antikritik werthlos, so lange sie nicht Strindbergs Angaben widerlegt.

Drittens soll ich uncontrolirbare Angaben gemacht haben, wo ich von Schroen und seinen Arbeiten spreche. „Jedenfalls ist es eine seltsame Methode, Gewährsmänner anzuführen, deren Arbeiten man nicht nachprüfen kann.“ Mit Verlaub: die Arbeiten sind veröffentlicht und nachzuprüfen. Sie sind so bekannt, daß sogar die Tageszeitungen (ich nenne die Tägliche Rundschau und die Kölnische Zeitung) Stellung dazu nahmen. In der „Zukunft“ hat Edward von Hartmann ausführlich darüber gesprochen.

Endlich ein genereller Einwand. Er behandelt meine Polemik gegen das Gesez vom Kampf ums Dasein. Das war freilich ein Hauptpunkt. War ich hier zu widerlegen, war gegen das höhere Gesez der organischen Anpassung Trifftiges vorzubringen, dann verlor mein Buch seinen besten wissenschaftlichen Werth. Nun: Lahwiz konnte nicht widerlegen. Aber was thut er? „Es macht einen unerfreulichen Eindruck, wenn sich Pastor immer gegen den Kampf ums Dasein empört. Dieser Ausdruck ist freilich nicht glücklich gewählt; er ist auch nur ein Bild.“ Das ist ein Bisphen stark. Fehlt in der Ausgabe von Darwins „Entstehung der Arten“, die Lahwiz besitzt, das dritte und vierte Kapitel? Ist es nur überkommene Fabel, daß Darwin die Malthuslehre mit vollem Bewußtsein und unter ausdrücklicher Versicherung auf die Artengeschichte übertrug?

Das sind die einzelnen Punkte. „War es so schmäglich, was ich verbrauch?“ Aber die einzelnen Punkte sind diesmal nicht das Wesentliche. Kurz Lahwiz hat etwas Allgemeines, Principielles wider mich. Ergen Schluß seines Artikels zeigt es sich unverhüllt: „Die Aufgabe der Naturwissenschaft ist, dieses Gesez

der Wechselwirkung in seinen durch die Bedingungen der Einzelsysteme bestimmten Formen zu ergründen. Die Aufgabe der Metaphysik ist, in der Einheit dieser Gesetze eine Idee zu finden. Aber diese Aufgaben darf man nicht unter einander werfen. Man kann Metaphysik treiben, ja, man kann sogar Gedankenbildungen versuchen und Märchen vom Erdenthier erzählen. Aber man muß wissen, was man thut." Hier ist eine Aussprache nöthig zwischen Leuten, die, Jeder auf seine Art, im Geiste Fehners weiterarbeiten möchten. Laßwitz beschuldigt mich der Misologie. Ich muß ihm den Vorwurf zurückgeben; nur leite ich das Wort Misologie diesmal nicht aus dem Griechischen ab, sondern von Fehners früherem Decknamen Dr. Nises. Was Laßwitz hier so schön postulirt: entweder Dichtung und Phantastik oder Wissenschaft, aber nicht Beides zusammen: Das hat auch Fehner einmal als Norm angenommen. Und zwar so scharf, daß er für die zweifache geistige Buchung zwei Namen anwandte. Als Dr. Nises war er phantastisch, als Dr. Fehner war er wissenschaftlich. Das Fatale ist bloß, daß nur der junge, noch unfertige Fehner an einem solchen Dualismus der geistigen Arbeit litt. Der reife Philosoph kam darüber hinaus. „Nanna“ ist nicht von Nises, sondern von Fehner gezeichnet. Heißt es nun, im Geiste Fehners arbeiten, wenn man den alten Dualismus wieder einführt, ja, ihn verschärft? Die Folgen mögen es lehren. Dem Forscher Laßwitz scheint bei seiner Arbeitmethode der ganze Gegensatz zwischen mechanischer und organischer Weltanschauung nicht viel mehr als bloßer Wortstreit. Und während sonst bei den Dichtern selbst das Leblose noch beseelt erscheint, mechanisirt der Dichter Laßwitz auch noch seine Menschen. Ein Jules Verne, der mit stärkeren Kenntnissen und schwächerer Gestaltungskraft arbeitet, — nein: Das scheint mir wirklich nicht im Geiste Fehners.

Wilmersdorf.

Willy Pastor.



Richthofen-Goldberger.

Freiherr von Rheinbaben lud neulich Herrn Jakob Schiff, den ersten Partner der new-yorker Bankfirma Kuhn, Loeb & Co., zu Tisch. Um den fremden Herrn besonders zu ehren, waren auch hohe Staatsbeamte, darunter der preussische Handelsminister, und bekannte Vertreter der berliner Finanz eingeladen und das Luncheon wurde fast zum Ereigniß, sollte jedenfalls mehr sein als ein Zeichen konventioneller Artigkeit. Der Finanzminister war, als er im vorigen Jahr mit Geheimrath Lueg und Kommerzienrath Böker in Amerika weilte, der Gast des Herrn Schiff gewesen und mußte die empfangene Gastfreundschaft erwidern. Und seit der vor vier Jahren durchgeführten Finanzoperation, die 80 Millionen Mark deutscher Reichshauptcheine in Amerika unterbrachte — einer Maßregel, über deren Rathsamkeit man verschiedener Meinung sein, deren grundsätzliche Bedeutung jedoch kein Mensch bestreiten kann — gehören die Chefs der Firma Kuhn, Loeb & Co. zu den Leuten, die beanspruchen dürfen, von den Spitzen der deutschen Finanz- und Handelsämter kollegial behandelt zu werden. Man muß ihnen auch zugestehen, daß sie, im Gegensatz zu manchen anderen Größen des Bank-

landes, ihre kaufmännische Ehre so rein erhalten haben, daß selbst die rücksichtsloseste Konkurrenz ihnen kein Fleckchen nachzuweisen vermag. Keine faule Gründung, keine morgantische Umwandlung von der Art, wie sie in der Enquete über die Entstehung des Ozeantrusts und bei anderen Gelegenheiten ans Licht kam. Jakob Schiff: bei diesem Namen denkt ein preussischer Beamter wohl eher an Frankfurt als an das Sternenbanner und an Washington. Doch der Zug der Zeit ist schließlich stärker als die Ideenassoziationen preussischer Bureaukraten. Das empfangen auch die Herren von Rheinbaben und Moeller; und darum gewährten sie Herrn Schiff alle Ehren, die sie zu vergeben haben. Das Tischgespräch ist gewiß schnell in Fluß gekommen. Herr Schiff ist ein wichtiger Faktor im amerikanischen Wirtschaftsleben, das, nachdem kurze Zeit den ostasiatischen Dingen et quibusdam aliis das Feld geräumt war, wieder im Mittelpunkte des allgemeinen Interesses steht. Die Tage von Saint Louis nahen; und mag man gegen den Reiz der Weltausstellungen nachgerade noch so abgestumpft sein: diesmal ist die Sache immerhin der Rede werth. Auf dem World's Fair in Saint Louis werden die Vereinigten Staaten sich den Völkerschaaren des Erdballes zum ersten Mal in der neuen Gestalt zeigen, die bisher nur Geheimrath Goldberger in seinem Buch über „Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ mit sicherer Hand zu zeichnen verstand. Mancher hat über den Titel des Buches gelächelt, ungläubig den Kopf geschüttelt und die Unbegrenztheit der amerikanischen Möglichkeiten bezweifelt, weil der new-yorker Aktienmarkt von argen Stürmen heimgesucht ward und ausspie, was er in Jahren üppiger Schwünge zu hastig verschlungen hatte. Unmählich aber ist die Ironie verstummt, die den rasch für den Bäckmann reif gewordenen Titel empfangen hatte. Der Kagenjammer von Wall Street hat Amerika nicht zu Grunde gerichtet. Das Land ist wieder gesund und begrüßt seine Gäste nicht als ein sterbender König, der noch in letzter Stunde all seine schwindende Macht erstrahlen läßt, sondern in Jugendfrische und strogender Kraft. Da erkennt man wirklich unbegrenzte Möglichkeiten, — nicht die der amerikanischen Nagelpflege, deren Lob Herr Dr. Salomonsohn sang, als er von seiner Ozeanfahrt heimkam, sondern die Wirkung der Riesenschätze des Bodens und der Volkskraft, die Goldberger unserm Auge gezeigt hat. Als in Chicago Weltausstellung war, ahnte noch Niemand, welche rasche Entwicklung die Vereinigten Staaten in den nächsten Jahren erleben würden. Nicht die politische: denn der Imperialismus der Rac Kinsley und Roosevelt, der nach Havana, Manila und Panama führte, war kaum erdacht. Nicht die monetäre: denn ein Amerika ohne Silberfrage, wie es heute ist, schien damals undenkbar. Und noch weniger war die industrielle Entwicklung des Landes vorauszu sehen. „Trust“ war ein Schreckwort, hinter dem sich Schwindel und Ausbeutung der schlimmsten Art verbarg. Kein anständiger Mensch nahm das Wort in den Mund, ohne den Begriff zu verdammen. Wer zu sagen gewagt hätte, die Idee des Trust sichere zwar nicht gegen Auswüchse — welches Menschenwerk ist vollkommen? —, schaffe aber die bis auf Weiteres beste Grundlage für das Gedeihen des Großbetriebes, wäre verhöhnt worden. Und nun haben gerade die Trusts eine Blüthezeit industriellen Lebens herbeigeführt, die alles Erwarten übertrifft. Deutschland war genöthigt, das System zu importiren, nicht etwa nur, um mit der neuen Waffe Gleiches mit Gleichem zu vergeten, sondern in der Erkenntniß, daß die Trusts dem Volkswohlstand eben so nützlich sind wie die Kartoffel, die man ja auch übers Meer importiren mußte.

In dem neuen Amerika fand sich zunächst kaum Einer zurecht. Die alten Schilderungen halfen da nicht vorwärts; nicht einmal die Ziffern stimmten mehr und von den Gliederungen des Organismus, von den großen Strömungen des wirtschaftlichen Lebens wußte der Deutsche recht wenig. Mancher Mächtige muß mit einiger Beschämung Goldbergers Buch gelesen haben, das ihn lehrte, wie grundsätzliche Vorstellungen er bisher im Kopf gehabt hatte; falsche Vorstellungen sogar von Amerikas Antheil an der Weltproduktion, der sich gerade in den allerlepten Jahren, wider Erwarten des alten Kontinentes, völlig gelindert hat.

Der preussische Finanzminister hat Herrn Schiff gewiß von dem Bericht erzählt, den er als Frucht seiner Reise dem Kaiser vorgelegt hat. Den Gast blindet die Pflicht der Diskretion und wir können nur hoffen, daß der Minister selbst sich endlich zur Veröffentlichung dieses Berichtes bequemen wird. Er war zwar als „Privatmann“ drüben, hat aber mit dem Amtscharakter ja nicht den Verstand in der Heimath zurückgelassen; und wir möchten gern wissen, was er beobachtet und seinem König empfohlen hat. Erst neulich wieder, als im Reichstag über die Frage verhandelt wurde, wie bessere Informationen über den ausländischen Handel zu erreichen seien, mußte man bedauern, daß der Leiter der preussischen Finanzen seine amerikanischen Erfahrungen noch immer für sich behält. Die Auffassung, die der Staatssekretär Freiherr von Richtshofen vertrat, wird bei intelligenten Kaufleuten nicht viel Lob ernten. Der Herr des Auswärtigen Amtes stimmte recht lau dem Antrag des Abgeordneten Münch-Ferber zu, wonach den deutschen Konsulaten an wichtigen Plätzen zur Unterstützung in wirtschaftlichen Angelegenheiten ein aus ansässigen deutschen Kaufleuten zu bildender Beirath angegliedert werden soll. Früher hatte Herr Münch-Ferber den Vorschlag gemacht, den Konsuln deutsche Handelskammern beizuordnen. Nein, sagt Herr von Richtshofen: Das geht nicht, wir dürfen nicht mehr die Hand dazu bieten, im Auslande deutsche Körperschaften entstehen zu lassen, die sich mit dem Schein amtlicher Organe umgeben und uns vielleicht noch in völkerrechtliche Schwierigkeiten verwickeln. Wie zimperlich! In Berlin haben wir eine amerikanische Handelskammer, die, ohne jede völkerrechtliche Gefahr, recht nützlich wirken soll. Wenns durchaus sein muß, sagt der Staatssekretär, wollen wir Beiräthe bewilligen; aber er verspricht sich wenig davon, denn er ist von der Unübertrefflichkeit der deutschen Konsularberichterstattung über kommerzielle und industrielle Angelegenheiten felsenfest überzeugt. Dabei beruft er sich primo loco auf das Urtheil der pariser Zeitung *L'Aurore*, die Manchem als Dreyfusorgan, Keinem aber bisher in volkswirtschaftlichen Dingen kompetent war. Ich kann deutsche Handelskammern fürs Ausland nicht empfehlen; freilich sehe ich nicht ein Verbrechen, sondern die Erfüllung einer Pflicht darin, daß sie — der Staatssekretär warf es in beleidigtem Ton der deutschen Kammer in Brüssel vor — in ihren Berichten, wenns ihnen nöthig scheint, über den deutschen Konsul des Ortes Beschwerden vorbringen. Ich empfehle solche Kammern nicht, weil die Gefahr besteht, daß sie nur den Interessen der zufällig ansässigen, nicht den ungleich wichtigeren der in der Heimath lebenden Deutschen dienen und daß sich Leute hineindrängen, denen es weniger um die Sache als um die Möglichkeit zu thun ist, auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Weg einen Orden oder Titel zu erhalten. Der Einwand aber, daß ansässige Deutsche doch nur ihre eigenen Inter-

essen vertreten werden, wenn man sie um ein Gutachten ersucht, trifft auch auf die Weiräthe zu, die Herr von Nichthofen gewähren will, um Herrn Münch-Ferber und den Rationalliberalen gefällig zu sein.

Auch bei dieser Frage handelt sich in erster Linie wieder um Amerika. Denn gerade aus dem Lande, aus dem die Hauptmacher der Industrie und des Handels sich auf eigene Kosten stets werthvolle Informationen holen, sollte durch staatliche Vermittelung auch den Schwächeren mit größter Promptheit und Zuverlässigkeit Material beschafft werden. Und auch da hat, glaube ich, Herr Goldberger das Richtige gefunden, als er „wirthschaftliche Abtheilungen“ empfahl. Er sagt: „Wir müssen auf dem Gebiete der wirthschaftlichen Interessenvertretung des Reiches im Ausland neue Formen finden und sie mit einem Inhalt füllen, dem frisches Leben entspricht. Am Besten wäre es, unabhängig von der Thätigkeit des Konsulardienstes, „wirthschaftliche Abtheilungen“ — ohne Ansehung der Kosten, die sich reichlich bezahlt machen würden — zu organisiren und mit Männern der kommerziellen und industriellen Praxis, erforderlichen Falles auch mit erprobten Volkswirthschaftlern auszurüsten. Diese wirthschaftlichen Abtheilungen, die an die wichtigen Plätze zu entsenden wären, müßten, in geziemender Fühlung mit den maßgebenden Männern des fremdländischen Gewerbesleibes — in den Vereinigten Staaten würde man überall freundliches Entgegenkommen finden —, bemüht sein, alle ökonomischen Vorgänge und alle technischen Neueinrichtungen gründlich zu prüfen. Sie hätten in ständigem Kontakt mit den jeweiligen Bedingungen und Bedürfnissen unserer heimischen Produktion und unseres heimischen Handels zu arbeiten und zu berichten. Das Alles in engem Zusammenhang mit einem zuverlässigen Nachrichtendienst und an eine Centralstelle geleitet, die das Material sichtet und das Geeignete möglichst schnell an die Gesamtheit der von Fall zu Fall in Frage kommenden Erwerbsgruppen weitergibt.“ Nur so wären nützliche, nicht verspätete Informationen zu erreichen. Will man diesen Weg nicht beschreiten, dann mag man den Gedanken an eine brauchbare Reform fahren lassen. Ich weiß nicht, warum das Reich sich für die graue Theorie Münch-Nichthofen entschließen soll, die nur zu unnützen Geldeausgaben führt, während Goldbergers Vorschlag die Quintessenz der Wahrnehmungen bietet, die ein kluger Mann von der besten Beobachtungsstätte mitgebracht hat. Das Buch über das Land der unbegrenzten Möglichkeiten zeigt uns von der ersten bis zur letzten Zeile einen geschäftskundigen Mann, der die Verhältnisse und Bedürfnisse der deutschen Industrie, Finanz und Kaufmannschaft genau kennt, in Amerika mit allen möglichen Ständen, Schichten und Persönlichkeiten — vom Präsidenten Roosevelt bis zu Gompertz, dem populärsten Arbeiterführer — in nahe Berührung kam und die wirthschaftlichen Gebilde und Existenzbedingungen der Union eben so scharf wie nüchtern beobachtet hat, nicht durch die Brille, die eine winzige Kinderheit ihm aufzwang, sondern mit weitem Blick über das ganze Gebiet amerikanischer Wirthschaft. Was aus solchen Studien und Eindrücken abstrahirt wurde, verdient jedenfalls Beachtung und sollte auch von Staatssekretären nicht gering geschätzt werden, trotzdem es von einem Manne stammt, der auf der Leiter staatlicher Würden im lieben Preußen nicht einmal die erste Sprosse erklettert hat.

Die.



Theater.

Vor acht Tagen vergaß ich, zu sagen, wie richtig mir der Gedanke scheint, der in der „Doppelgänger-Komödie“ des Herrn Adolf Paul aus der Schellenkappe blinzelt. Der Doppelgänger, schrieb ich, „durfte sich Alles erlauben, schwayen und schlemmen, die Männer knechten und die Mädchen schwängern, dem Staat, als wärs härteste Königspflicht, die letzten Stützen wegbrechen: das Schlimmste hätte man ihm wehdend verziehen. Eins nur durfte er nicht: Talent haben.“ Diese Sätze sind nicht klar genug. Der Geiger wäre auf dem frech erkletterten Gipfel geblieben, wenn er das Talent gehabt hätte, ein König zu sein; doch andere Talente durfte er nicht haben. Ein König braucht nicht geigen, malen, meißeln zu können; es ist nicht einmal gut für ihn, wenn ers kann. Die Irritabilität, die solche Gaben zu beschereu pflegt, taugt nicht für das Königsamt. „Das Ideal auf dem Thron ist, Größe in Ruhe darzustellen“, sagte Jean Paul. Den skeptischen Weltmann Montaigne dünkte keine Monarchenpflicht so schwer wie die: *de garder mesure à une puissance si démesurée*. Und Nikolaus Pawlowitsch, der harte Monomach ohne Nerven, rieth den gekrönten Bettern, alles ihnen irgend Mögliche zu thun, um Verzeihung für das Vorrecht ihrer Stellung zu erlangen. Im Grunde meinten die Drei, die in verschiedenen Welten lebten, das Selbe: nicht provoziren, persönlich gar nicht auffallen sollte der König. Das wird dem Talentvollen noch weniger leicht als dem Durchschnittsmenschen. Wer gut geigen, malen, meißeln kann — oder zu können wähnt —, wird selten der Lockung widerstehen, seine Künste zu zeigen; und zeigt er sie, so ruft er selbst sich den Richter herbei. Der Bekrönte, heißt es dann, macht seine Sache ja nicht besser als Herr Hinz oder Professor Kunz; macht sie eigentlich noch schlechter. Und will sein Pfändchen doch von Gottes besonderer Gnade empfangen haben? Dann vergift das Volk schnell, daß eine lächelnd ertragene Konvention den Glanz der Majestät schuf, und fängt zu fragen an, ob Würde und Klugheit denn wirklich empfehlen, in der Hand eines mittelmäßigen Menschen die Machtfülle des Monarchen zu dulden. Jede Alltags Erfahrung bestätigt die Lehre. Der alte Wilhelm und Albert von Sachsen hatten keine Talente, Franz Joseph und Luitpold von Bayern haben keine (zeigen sie wenigstens nicht): und waren und sind gerade deshalb gute Regenten. Die Wiener beispötteln gern leis die Farblosigkeit, die ihr Kaiser im Ausdruck liebt. Wenn er eine Ausstellung besucht, sagt er kaum mehr als: „Das ist sehr schön“; „Das verdient Anerkennung“; „Ich habe mich sehr gefreut“. Auch

zu Politikern höchstens, in Stunden arger Verstimmung: „Das hätte nicht sein sollen“; „Sie verlangen zu viel“. Der Weiseste könnte nichts Besseres raten. In seinen vier Wänden mag der König eine Persönlichkeit sein und mit seinem Pfund wuchern; sobald er heraustritt und als repräsentant perpétuel du peuple spricht oder handelt, ist er verpflichtet, jede Provokation zu meiden und den Schein der Neutralität zu wahren. Sonst wecket, mit einem raschen Wort, einem Witz, einer klirrenden Satire, den Haß; und Tacitus hatte Domitian und Nero auf Caesars Thron gesehen, als er schrieb: Inviso semel principe, seu bene, seu male facta premunt. Der Gedanke, den Geiger an seinem Talent scheitern zu lassen, war also gut; nur fehlte leider die Phantasiekrast, die ihm das Kleid schaffen mußte. Zu zeigen war, daß von zwei Prätendenten der minder begabte mehr für die Königstrolle paßt, weil er nicht auffällt, nicht zur Kritik reizt, niemals mit hastigem Griff den Schablonenauschnitt zu erweitern sucht. Das war im Stil der Menächmenschnurre nicht zu leisten. Der König mußte gedgig und bunt sein wie ein Flamingo, der Geiger von Talent und Persönlichkeit strogen und der Betrachter, vor den Beide hintraten, mußte denken wie Zarathustra, als er in seinem Gelände hinter dem beladenen Esel die zween Könige erblickte: „Seltiam! Wie reimt sich Das zusammen? Zwei Könige sehe ich und nur einen Esel!“

Solcherlei, antwortete lächelnd der eine mit Krone und Purpurgürtel geschmückte Diann, „Solcherlei denkt man wohl auch unter uns; aber man spricht es nicht aus.“ Und weiter: „Dieser Esel würgt mich, daß wir Könige selber falsch wurden, überhängt und verkleidet durch alten, vergilbten Großväterprunk. Wir sind nicht die Ersten und müssen es doch bedeuten: dieser Betrügerei sind wir endlich satt und ekel geworden. Wir sind unterwegs, daß wir den höheren Menschen sänden; den Menschen, der höher ist als wir: ob wir gleich Könige sind. Ihm führen wir diesen Esel zu. Der höchste Mensch nämlich soll auf Erden auch der höchste Herr sein. Es giebt kein härteres Unglück in allem Menschenhicksal, als wenn die Mächtigen der Erde nicht auch die ersten Menschen sind. Da wird Alles schief und ungeheuer. Und wenn sie gar die leyten sind und mehr Vieh als Mensch: da steigt und steigt der Pöbel im Preis und endlich spricht gar die Pöbeltugend: Siehe, ich allein bin Tugend!“ Friedfertige Könige waren es, „solche mit alten und feinen Gesichtern“; sprachen aber ungemein kriegerisch; von Schwertern, die vor Begierde funkeln und Blut trinken wollen, und von der Scham, die unter der lauen und flauen Sonne langen Friedens entsteht. Fast wie der Principe Machiavellis, der an keinen anderen Gegenstand denken, keine andere Kunst üben

soß als die des Kriegers. Doch Zarathustra erkennt seine Leute. Er läßt die gepugneten Siechen in seine Höhle, fordert sie auf, geduldig zu warten, und läßt ihnen scheidend als Trost die böse Weisheit, daß „der Könige ganze Tugend, die ihnen übrig blieb, heute heißt: warten können“. Er konnte ihnen noch Besseres rathen. Der Troglodyt, der seine hieratistische Formel („Also sprach...“) dem Gesezbuch des Manu entnommen, den Jacolliot, Lubbock, Vachy, Gobineau so gut gelesen hatte: gerade er mußte ihrer Schwäche die uralte Königsweisheit des Orients einschärfen. Nicht sichtbar sein, Majestäten! Hinter die Demantmauer mit Euch! Und wenn der Arm stummer Sklaven Euch in güldener Sänfte durch die Straßen trägt, sorgt, daß kein Blick, Euch zu messen, zu wägen, bis zu den Brokatkissen vordringe, in denen Ihr kaut! Götter selbst sind nur in Wolken groß. Ihr seid nicht die Ersten und wollt es bedeuten: also bergt die Häupter, die fetten oder welken Leiber in Purpurgewölkl! Dann mögt Ihr arm an Geist sein, feig, ohne rüstigen Willen, im Hermelin schlottern, mag unter dem Kronreif ein Imbecillenhirn dämmern: von Weitem wirkt die Grimasse, die auch der Blödeste nach und nach lernt. Meidet allzu helles Licht und bedenket, daß selbst träge Schwerfälligkeit Euch noch wärmer kleidet als der rasch zerknitterte Flittertand flinker Talente.

Der Stoff forderte einen Cervantes, mindestens einen Swift; forderte den majestätischen Humor, der Hebbels Holofernes entband. Herr Paul konnte an ihm nur mit jedem Finger ein Bißchen herumzupfen, nicht der irdischen Gottheit lebendiges Kleid daraus süßen. Das hat auch ein stärkerer Satiriker nicht vermocht: Herr Frank Wedekind, den wir einen Deutschen nennen, eigentlich aber als sujet mixte buchen müßten. Er hat ungefähr das Selbe versucht wie der Schwede. In seinem Schauspiel „So ist das Leben“ sehen wir zwei Könige. Der Eine war Metzgermeister, bleibt noch im Purpur, den seine blutrünstige Pöbelsaust an sich reißt wie ein dampfendes Ochsenfell, ein enger Klotzkopf und macht seine Sache so gut, daß er behaglich im Glanz wohnen und seinem Sohn, dem Schlächterburschen, eine fast schon ehrwürdige Krone vererben kann. Er weiß, was von einem König verlangt wird — der Schein der Kraft, Würde, Gerechtigkeit —, bemüht sich, es pünktlich, wie einst Rinderkamm und Kalbsniere, zu liefern, und ist viel zu plumpt, unter der Fettschwarte zu bequem, um Lust zu Sprüngen zu spüren, die nicht in seiner Rolle stehen. Der Andere ist König Nicolo, Arlecchinos leibhaftiger Vetter, auf dem Thron des wedekindischen Märchenumbrien aber der legitime Herr. Er hat mancherlei Talente; doch kein zulängliches. Er kann reden, nicht überreden, auf der Laute klumpern, doch keine starke, nie vorher gefungene Weise

halschen, zuschneiden, nicht nähen; und wird, wenn er als Tragoede die Seelen erschüttern will, als Perle aller Poffenreißer gepriesen. Was er thut, wirkt wie Parodie; aus der Königsmaske lugt immer der närrische Mensch. Ein Phantast, der die Launen nicht, die Zunge nie zügeln lernte. So kommt er um Krone und Reich, wird von dem regirenden Weggermeister, dessen Schweißfuß ihn vom Throne stieß, geküßt und muß froh sein, da er sich unter falschem Namen wieder ins Land schmuggeln und als Hofnarr Seiner Majestät das Leben eines zierlichen Kindes fristen kann. Zum Hofnarren taugt er, mit feinen Geniebröckchen, feinen jähen Einfällen; nicht zum Monarchen. Noch in der Sterbestunde beweist er: lüftet die Kappe und will als König erkannt sein. Der gekrönte Schlächter weiß besser, was sich gehört. Ihn könnte, den Parvenu müßte es reizen, dem Lande zu zeigen, wer ihm mit der Britsche die Grillen vertrieb. Das würde der Monarchie aber vielleicht übel bekommen. Still also; „die Geschichte soll von mir nicht melden, daß ich einen König zu meinem Hofnarren gemacht habe“ . . . Das selbe Thema wie in der Doppelgängerpoffe; aus dem Schnurrigen ins Nebelrevier des romantischen Wiges gehoben. Leider nicht in die Klarheit. Trogdem allerlei Persönliches und aus der Polyphonie der Stimmungen ins Ohr klingt, ist das Kunststückchen kein echter Wedekind, König Nicolo kein Zwilling der im Geschlechtsfrühling erwachenden Kinder, der Fürstin Ruffalka und der himmlisch veruruchten Lulu. Die große Monarchensatire, die über Weilhac & Halsöy, über Agamemnon, Bobèche und die Gerolsteinerin hinauslangt, fehlt auf der Bühne, in den biblia pauperum noch. Auch Multatuli hat in der „Fürstenschule“ nicht viel mehr gegeben als kluge — nicht gerade funkelnd neue — Gedanken und eine lustige Achselflappenszene, die heute wirken würde, als wäre sie gestern geschrieben. Herr Wedekind verdarb die wirre Vielheit des Wollens das Spiel. Neben anderer Abicht hatte er auch die, zu beichten; endlich einmal laut zu sagen: Ich habe zwar nicht die Königsgrinasse, die Euren Brettermajestäten das Herrschaftrecht über die Vielzuvielen sichert, und bin auch sonst ein wilder, veruhlter, allzu bunt getigeter Knabe, zum Größten berufen und halb doch nur fertig gemacht; aber aus feinerem Stoff als die Schlächtermeister, vor denen Ihr kniet, weil sie feist und plump, also würdig sind; und so ist Eure Welt, Euer Leben eingerichtet, daß der Empfänger eines kleinen Genievermächtnisses den thronenden Weggern Späße vormachen, bezahlte Wahrheiten aufreißten muß. Noch am Beichtstuhl kann der Wüste das Fluchen und Speien nicht lassen. Möchte Weihrauch schlürfen und, während die Rechte nach dem Reich greift, mit der Linken Züngferlein kitzeln; als Ma-

jestät fromm verehrt werden und doch Hans Überlich bleiben, der Schrecken züchtiger Seelen; und ja nicht unerkannt, nicht als Rob's Narr, eingescharrt sein. Alas, poor Yorick! Ohne den Schein der Hoheit geht's nicht auf dem breiteren Schaugerüst, mag man's Thron oder Bühne nennen. Du warst ein Bursche von unendlichem Humor, sahest aber nicht still genug auf dem von der Rechtsitte gezimmerten Stuhl, um als König gelten zu können.

... Wenn die Herren Paul und Wedekind von Alledem gar nichts, wenn sie ganz Anderes sagen wollten, dürfen sie mich nicht schelten. Selbst der scharf aufmerkende Hörer kann nicht mehr sicher sein, daß er den Sinn der Abendunterhaltungen richtig erfaßt hat, die jetzt für Dramen ausgegeben werden; und greift er dann, schon mit einem Seufzer, nach dem Buch, so entstehen ihm neue Fragen: Wie ist Dieses gemeint? Wo das Hauptthema und wo die Begleitung? Nicht immer lohnt's die Mühe. In Tiefen hinabzutauhen, ist nicht bequem; doch kann man unten eine Perle finden, Korallen und bleich schimmernde Muscheln. In angespültem Tang herumstochern, um die Algenarten zu unterscheiden: die Lust ist geringer, schmaler die Hoffnung auf Gewinn. Muß denn Alles, was der Geist gebiert, mit Nabelschnur und Kindspech aufs Theater? Ist auch heute noch, wie im Jahre 1890, Jeder ein Philister und Schulfuchs, der behauptet, daß ein Bühnenhaus seine besondere Akustik und Optik, das Drama sein eigenes Lebensgesetz hat? Daß Einer noch kein Titan ist, weil er dieses Gesetz übertritt, in dem die Größten sich, Jeder auf seine Weise, Jahrtausende lang wohllich einzurichten verstanden? Kinder sind sehr stolz, wenn sie über einen Baun geflogen, auf halb zugefrorenen Flußläusen oder in Nachbars verbotenem Garten gewesen sind. Und mancher Dichter, der längst nicht mehr zur Sprudeljugend gehört, brüftet sich, weil das Zwitterding, das er ans Licht gebracht hat, einem Drama gleicht wie Hamlet dem Herkules. Die Folgen bleiben nicht aus. Das Theater lehnt Alles ab, was sich seiner Konvention nicht beugt. Alte Geschichten; ich habe nicht den Ehrgeiz, sie aufzuwärmen. Die ein Bißchen pedantisch klingende Weisheit, die in Freytags Dramatikerbibel, in Sarcchs Quarante ans und Hesses „Handwerkslehre“ steht, bleibt aber ewig wahr; und der hamburgische Dramaturg war auch in seinen schwächsten Stunden kein ganzer Esel. Seid, liebe Herren, als Denker, Psychologen, Richter, Satiriker so kühn, wie die Kraft irgend erlaubt: wir wollen den Troyigsten loben. Nur sperrt Euch, wenn Ihr durchaus an die Rampe wollt, nicht selbst die Wirkungsmöglichkeit ab; nur vergeßet nie, daß Ihr eine Menge zu Tisch ludet. Auch als Redner würdet Ihr ja vor fünfzehnhundert Personen über andere Probleme, mit anderer Tonstärke sprechen

als im Kämmerlein zwischen zwei Freunden. Wo tausend Augenpaare gaffen, bleibt Intimität stets ein leerer Wahn. Grillparzer, den Gure Ueberschätzung neben Hebbel zu stellen wagt, dachte ans Theater, als er schrieb: „Ein Kunstwerk muß sein wie die Natur, deren verklärtes Abbild es ist: für den tiefsten Forscherblick noch nicht ganz erklärbar und doch schon für das erste Beschauen Etwas, und zwar etwas Bedeutendes. Wer Etwas schafft, das der gemein-menschlichen Fassungskraft nichts ist und erst der tief sinnigen Reflexion sich gestaltet, hat vielleicht ein philosophisches Problem glücklich in poetischer Einkleidung gelöst, aber kein Kunstwerk gebildet.“ Gure Chaos gestaltet sich nicht einmal der tief sinnigen Reflexion, wird von gleich scharfen Augen ganz verschieden gesehen. Seid einfach, klar, knapp; sagt Alles, was der Durchschnittsintelligenz zum Verständniß nöthig ist, spart jedes entbehrliche Wort und hütet Euch, mit dem Reichthum Gures Geistes zu prozen.

Und da bin ich denn wieder bei Mr. Bernard Shaw angelangt, von dem ich vor acht Tagen so viel geredet habe. Auch Einer, der auf der Bühne zu geistreich ist; wenigstens für deutsche Gewöhnung. Der Engländer nimmt das Theater nicht so ernst wie wir, freut sich, nach der Hetzjagd des Tages, an jedem munteren Einfall und geht vergnügt heim, wenn er ein Duzend guter Witze gehört hat. Ob sie aus dem Wesen, von der Lippe der Menschen kommen durften, die da oben den Schein eines Lebens vortäuschen: solcher Frage sinnt er nicht lange nach. Wir sind anders gewöhnt und finden uns nicht mehr zurecht, wenn die Bretterhelden sagen, was sie, nach der Art ihres Erlebens, nicht sagen könnten. An diesem Riff ist „Candida“ gestrandet.

Das kleine Drama gehört nicht zu der dunklen Sorte und ist doch von sehr klugen Leuten größlich mißverstanden worden. Frau Candida wurde zu einer Nora umgeschminkt und sollte dann wieder ein Brunstklätzchen sein, das auf den Dächern den Liebsten sucht und ein Wuthgeheul ausstößt, weil der junge Kater nicht, ohne erst lange zu girren, den keuschen Schatz raubt. Arme Candida, — wie hattest Du Dich verändert! Nicht eine Minute denkt sie bei Shaw an Segualabenteuer. Sie hat ihren Jakob, der ihre Sinne nicht darben läßt und viel stattlicher und erfahrener ist als das nebenbuhlende Dichterklein. Sie ist in der Theorie gar nicht tugendhaft und gäbe Einem, den sie liebt, auch ohne Ring am Finger den drallen Leib; nur hat sie das rare Glück, daß der Ehemann ihr der Liebste ist. Als sie abends mit dem schwärmenden Nesthuten am Kamin sitzt, sie Beide allein und ungestört in der Wohnung, und das feine Kerlchen, dessen Hände in ihrem Schoß liegen, sich männlich zu erheben anfängt, wird sie gar nicht böß, gar nicht ängstlich. „Sie achtet seine Leiden-

schaft, bewahrt aber den Humor kluger Mütterlichkeit", sagt Shaw; und läßt sie sprechen: „Was in Ihrem Herzen ist, Eugen, darf auch auf Ihre Lippe, — Alles. Die Sprache Ihres echten Gefühles fürchte ich nicht. Nur, wenn Sie ehrlich und wahrhaftig sind, verschonen Sie mich mit jeder Pose: der galanten, weisen, sogar der poetischen!“ Kein Blutstropfen von Nora, kein Nerv von einer Bovary, die fürs Leben gern von einem brutalen Willen überwältigt sein möchte. Die gut genährte Madonna hat bei ihrem Pastor, was sie für Leib und Seele braucht, und sehnt sich nicht nach Ersatzmannschaft; würde sich nicht danach sehnen, selbst wenn Eugen als Männchen und Geschlechtspotenz nicht so tief unter Jakob stände. („Der Sinn der Gattung“, den Schopenhauers Metaphysik rühmt, ist in dieser Pfarrersfrau sehr lebendig.) Eins nur ersehnt sie: Leidenschaft, die nicht von Koketterie angekränkelt ward; sie möchte endlich einmal Feuer aussprasseln sehen, das nicht täglich in Kirchen und Volkshallen zu Flammengaukelspielen verwendet wird. Das hofft sie bei ihrem Dichter zu finden; Eugen ist jung, tapfer, weltfremd, will mit dem Truglopf durch alle Wände und ist der Sproß eines alten Mitterstammes: aus so edlem Stein stieben wohl schnell Funken. Doch der Knirps hat Literatur in den Adern und redet wie ein Buch vom Südwind, der Purpurteppiche legt, und von einem Himmel, dessen Lampen Sterne sind. Ungefähr sagt Das der Pfarrer auch; und, wenn mans recht nimmt, mit kräftigeren Worten. Also wieder nichts. Da ist's noch besser, dem bei der Ehepflicht emsigen Gatten die Flecke abzubürsten, die ein allzu öffentlicher Wandel ihm aufs Weisenskleid gespritzt hat. Zu ihren Sinnen sprach Eugen nie: er war ihr „der Poet“, ein neues Ding, dessen Silberglanz lockte; beinahe schon Mann und noch von keiner Berufspflicht geschunden; ein Ephebe, der fast noch so weibisch fühlt, daß er ein Weib verstehen kann. Noch ungefährlicher als Cherubin der Gräfin Almariva. Eugen bekommt einen Abschiedskuß auf die Stirn und Jakob wird von ausgebreiteten Armen ins warme Ehebett gerufen.

Das spirituelle Getändel verliert seinen feinsten Reiz, sein Bouquet, wenn es ins Grobsinnliche gezerrt wird. Shaw macht sich gern einen Privat Spaß, hinter dessen Geheimniß der Leser und Hörer nicht leicht kommt; ich traue ihm zu, daß sein Titel ganz leise an Voltaires Candide erinnern sollte. Das ist — der Nichtsalsmoderne braucht's nicht zu wissen — ein Roman, der die Unnatur höhnen will: „Die Träumer und Spekulanten, die sich am Schreiberisch, auf der Katheder einbilden, alle Welten seien nur geschaffen, um ihnen als Lampen zu dienen; die Bedanten und Pfaffen, denen der Mensch der Mittelpunkt der Schöpfung ist und die orakeln, kein Gott könne eine Welt

ersinnen, in der sie — die gar oft den Affen, noch öfter den Tigern ähneln — glücklicher zu sein vermöchten als in der bestehenden“. So ziemlich ist Shaw's Thema. Der Ire braucht freilich nicht mehr gegen Leibniz zu sechten, dem berühmten Satz aus der *Théodicée sur la bonté de Dieu* nicht mehr die Flügel des Spottvogels zu leihen; nur Minister behaupten ja heute noch manchmal, que tout est pour le mieux dans le meilleur des mondes possibles. Aber der Kampf wider die Unnatur, die Antropolatrie, den Größenwahn der Wortmacher (die nicht immer Kirchenpfaffen sind) ist nicht ausgekämpft und Shaw fährt ihn mit einer Klinge, die er von Cyrano de Bergerac geerbt haben könnte. Den Punkt, den sie am Liebsten trifft, habe ich neulich zu zeigen versucht. Helden, sagt der Ire, giebt's in der gemeinen Wirklichkeit nicht, nur Heldenpose; und Ihr dürft sicher sein, daß der Heroenschein immer trägt. So lange der Reverend Morell für einen Hero's gehalten wird, ist er ein eitler Schwächling und Phrasenredner. Die wahre Heldin ist Candida, die Zwiebeln schält und Petroleum auf die Lampen gießt, dabei aber ganz sacht den Hochwürdigen wie ein Knäblein gängelt. Ein anderer Pfarrer, in dem Drama *The Devil's Disciple*, läuft — das Stück spielt in der Zeit des anglo-amerikanischen Krieges — vor den Engländern und deren Galgenbrohung davon, läßt an seiner Stelle einen Anderen verhaften, gilt als feiger Wicht und handelt so praktisch und schlau, daß er, ohne den eigenen Leib zu gefährden, den Stellvertreter aus den Fängen des Feindes reißen kann. Der Teufelschüler, ein Feuerkopf, den die Gefahr amüsert, nützt mit seiner Verwegenheit keinem Menschen; der Pastor, den Jeder eine Memme schimpft, rettet die Vaterstadt, sich selbst, die Frau und den Freund. Wer ist der Held? Der Pastor, sagt Shaw, zieht dem Mann, der so späterst seinen Beruf erkannte, den Soldatenrock an und läßt den Teufelschüler die Kanzel erklettern. Ein anderes Stück: *Arms and the man* (*Arma virumque cano*, würden fleißige Primaner übersetzen). Wir sind, anno 1885, in Bulgarien. Zwei Edelmänner, die in der Heldenpose stolziren und nichts leisten; und ein kleiner, vier Schrötiger Kerl, der sich keinen Augenblick schämt, vor der Gefahr auszukragen, in Speck und Dreck vor Damen zu erscheinen, seinen Mordshunger mit Chokolade und Bonbons zu stillen, wenn nichts Anderes zu haben ist, und offen, ohne Angst vor dem Verlust seiner Kriegsglorie, zu sagen, daß er nach zwei im Feuer verbrachten Tagen nur noch alle Bier von sich strecken kann. Ein kühl rechnender Schweizer, der gegen Sold für die Serben sichts, jeden Vortheil mitnimmt, keinen profitlichen Pferdehandel verschmäht und, als Soldat und Organisator, seine Sache so gut macht, daß ohne seine Hilfe die bulgarischen Kavaliere nicht aus der Klemme kämen.

Kennt jeden Schleichweg im Gelände, weiß, was er sich zumuthen darf, wann er sich schonen muß, und will nicht mehr sein als eine Kampfmaschine, die erst zu arbeiten anfängt, wenns nicht zu vermeiden ist. Als er von Papa Bluntschli ein paar Hotels erbt, zieht er den bunten Kittel aus und wird als Gastwirth eben so Tüchtiges leisten wie als Hauptmann, Unterhändler, Spion. Wer ist der Held? Der Schweizer, sagt Shaw; und giebt seinem Liebling die Braut des adeligen Kavalleriemajors. Und die Braut willigt gern in den Tausch. Ich erwähnte schon, daß Shaws Frauen niemals posiren, stets natürlich empfinden und mit gesundem Instinkt auch in unscheinbarer Hülle den Zeuger wittern, der ihrem Schoß die kräftigste Frucht verheißt. Hedda Gabler hat der Ire nicht gekannt; und eine Judith, die er schäufte, würde aus Bethulien ins Lager gehen, um von Holofernes ein Kind heimzutragen, das die schlaffen Logosleute in Israel einst wieder das Herrscherrecht lehren könnte.

Und dennoch kein Erfolg. Ein Mann, der sich auf die Theaterarchitektur nicht übel versteht, fast immer amufant ist und der in allen Schauhäusern herrschenden Damenmehrheit die dankbaren Rollen zuweist, müßte es eigentlich auf hundert Vorstellungen bringen. Doch Shaw ist allzu geistreich. Er kann keine gute Glosse für sich behalten. Was er für und gegen die Briten auf dem Herzen hat, muß herunter, und wenns ein bulgarischer Landjunker oder der siebenundzwanzigjährige General Bonaparte aussprechen soll. Der hält, als wäre die Zeit der Kontinental Sperre schon da, eine lange, sehr kluge Rede gegen die Engländer und ahnt, am Abend nach Vodi, daß Nelson ihn einst überwinden wird. Das geht auf englischen, noch eher auf amerikanischen Bühnen; bei uns ist's unmöglich. Und in jedem Drama stößt man auf solche Stellen. Die Leute reden, wie sie nicht reden können, reden sämmtlich die scharfpointirte, wie Feuerwerk knatternde Shaw-Sprache; und kein persönlicher Ausfall, kein szenischer Einfall wird unterdrückt. Ganz langweilig ist's nie; aber man verliert mählich den Glauben, unter Menschen zu sein, und wird, da man nie recht genau weiß, welcher Gefühlskomplex, welcher Konflikt eigentlich gezeigt werden sollte, von Akt zu Akt stumpfer. Zwei Stunden, ächzte Sarcey einmal, habe ich vergebens die Handlung gesucht; und als ich sie endlich fand, war ich zu müde, um ihr noch folgen zu können; surtout, mes enfants, pas trop d'esprit au théâtre! Shaw lehrt uns die Wahrheit des Wortes erkennen. Er hat, wie der Mann in Gribojedows Komödie, „das Unglück, zu viel Geist zu haben“. So kam's, daß sein klarstes, schlichtestes Schauspiel mißgelingen, seine kerngesunde Candida zur unbesriedigten Frau verfränfelt, zum brünstig miauenden Käzchen entgeistet wurde.

Wer die Stücke liest, findet leichter den Weg. Denn der Wigwütherich, der seinen fein gearbeiteten Puppen so viele Knallbonbons in die Taschen stopft, tobt sich auch noch in den Anmerkungen aus. Kleine Feuilletons; allerliebft oft und immer fürchterlich kokett. Noch koketter als Oskar Wilde, der von seiner Theaterwaare selbst nichts hielt. Der Fre scheint sich bis über die Schwabengrenze die volle Studentenfreude an dem Wagniß bewahrt zu haben, dem ungeheuren: den Philistern über den Schnabel zu fahren. Koketter war der Candididichter nicht, als er die Kircheninschrift er sann: Deo orexit Voltaire. Auch Shaw möchte, doch nach beträchtlich geringerer Leistung, mit dem Herrgott auf Du und Du verkehren; oder wenigstens die Helden der Weltgeschichte als kleine Komödianten und Bettnäßer entschleiern. „Nelson und ich: wir Fre werden mit solchem strebsamen Artilleristen aus Korsika spielend fertig“. Der präziseste Schreiber schwärmt für schmucklose Mäßigkeit und sieht entsetzten Blickes überall Pose. Den Poseur in sich hat er manchmal gefühlt. Aber niemals geahnt, daß seine Heroenbilanz im Grunde doch falsch ist? Die Pose allein thut es nicht, macht keinen Nero zum Caesar. Das starke Gehirn, das schneller und fester assoziiert als der Denkapparat mittelwüchsiger Menschheit, gehört am Ende auch noch dazu; und an solche Kraft darf Der sogar glauben, dem die carlylische Mystik allzu sehr nach Weihrauch riecht. Mit den Helden ist ja nicht wie mit den Monarchen. Die können auf Kredit leben und lange für die ersten Menschen gelten, wenn sie klug genug sind, sich nur hinter der Demantmauer, in der goldenen Sänfte, unter dem Thronhimmel, immer aus weiter Entfernung, zu zeigen. Der Held, der nicht in Purpurwindeln lag, muß seinen Heroenruhm doch irgendwann erworben haben. Das Glück thut viel und nicht in Montecatinos Tagen nur ward mancher Kranz auf Spaziergängen gepflückt. Welkt aber auch echter Lorber auf einer Stirn, die das Mal der Menschlichkeit trägt? War Bonaparte nicht unter allen Männern brutaler That das mächtigste Hirn, trotzdem er sich oft wie ein Schwein aufführte, wie ein geiler Affe sich über einen halbnackten Frauenleib stürzte, wie ein Barbar Kunstgebilde mit Holz und Eisen verstümmelte? Kein Held für den Kammerdiener, doch, mit all seinen Schwären, für den Psychologen, für Stendhal und Taine. Ein Kammerdiener will Shaw doch wohl nicht sein. Der gerade urtheilt ja nach der Pose und fände Herrn von Poffart in der Napoleonrolle viel heroischer als den gemeinen Korfen. Ist der geistreiche Phrasenschnüffler vielleicht nicht nur kokett, sondern, trotz dem Deterministenholz, auch noch Ethiker? Selbst dann sollte er, statt den Großen höhnisch ihr Menschlichstes anzukerbten, lieber den Weg der alten, feinen Könige gehen, die, als Weltreiter, ausjagen, den höheren Menschen zu suchen. M. D.